

2. Jahrgang. • Heft 7. • Oktober 1903.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5899.

## Oberschlesische Bäder und Kuranstalten.

Von

Dr. Franz Thalwitzer, Pleß.

**S**o reich Schlesien an Bädern aus älterer Zeit und an Kur-  
anstalten aus jüngerer Zeit ist, so spärlich sind diese Anstalten  
in Oberschlesien.

Das Kleinod Schlesiens, der Warmbrunn bei Hirschberg, genoss schon im 15. Jahrhundert einen Weltruf, wenn auch die in Betracht kommende Welt damals noch recht klein war, einen größeren Ruf, als in unseren Tagen, wo die Konkurrenz der Bäder in ungeahntem Grade schärfer geworden ist. Schon früher galt, wie heute, die Beobachtung, daß ein Bad um so größere Anziehungskraft ausübt, je längere Reisen zu ihm erforderlich waren. So treffen wir in Karlsbad in früheren Jahrhunderten unverhältnismäßig viel mehr Schlesier unter den Kurgästen an, als im heimatischen Warmbrunn, der sich unter der Herrschaft der Schaffgotsch, denen Warmbrunn noch heute gehört — 1377 wurde der berühmte schlesische Ritter Gotsche Schaf mit dem Bade belehnt — seinerseits wieder namentlich durch seine Zugkraft auf „Ausländer“ zu stolzer Blüte hob. Es ist nicht uninteressant, an der Geschichte Warmbrunns die jeweilige Auffassung der Wissenschaft und des Volkes von Bädern überhaupt zu studieren. Ursprüng-



lich waren die Gesundbrunnen gewissermaßen äußerlich sichtbare kirchliche Gnadenmittel. Bald nach seiner Entdeckung, welche so genau à la Karlsbad und anderen berühmten Bädern durch einen Fürsten — Boleslaw Crispus — gelegentlich der Jagd geschah, daß hier wie dort an der rein sagenhaften Natur dieser Erzählung ein Zweifel nicht obwalten kann, wurde der Warmbrunn dem heiligen Johannes geweiht. Bis in das späte 17. Jahrhundert bestand im Volke die Anschauung, seine Heilkraft schreibe sich daher, daß der Heilige gleich dem Engel zu Bethesda (Ev. Johannes 5, 4) das Wasser bewegte und kräftig machte. Das geschah besonders wirksam am Tage des Heiligen, am Johannistage, wo dann ein großer Andrang zu dem Brunnen, man kann sagen eine Wallfahrt stattfand. Dabei wurden kirchliche Handlungen vorgenommen in der Brunnenkapelle, welche hier wie anderenorts ursprünglich nicht sowohl zum Schutze des Brunnens gegen Verunreinigung als speziell Kultuszwecken gedient hat. Die Haupteinnahme von einer Heilquelle hatte dabei zunächst nicht die besitzende Herrschaft, sondern in Gestalt von Opfern die Kirche. Und da die Badeeinrichtungen, speziell z. B. in Warmbrunn nur 10—12 Personen den Genuß des Bades gleichzeitig gestatteten, so mögen infolge des Wettbewerbes einer größeren Menge diese Einnahmen nicht gering gewesen sein, zumal da nach dem citierten Evangelium dem ersten, der, wenn das Wasser sich bewegte, hineinstieg, die Gesundheit zu teil wurde. Erst im 16. Jahrhundert partizipiert die Herrschaft wesentlich an den Einnahmen, und im 17. Jahrhundert zahlte man in Warmbrunn für sich und Familie außer dem Trinkgeld des Bademeisters zu Beginn der Kur und dann wöchentlich je einen Dukaten an die Herrschaft. In das 17. und 18. Jahrhundert fallen schüchterne Versuche, die Wirkung der Therme auf chemischem Wege zu erklären; man schrieb die Wirkung „einem flüchtigen Mineralgeist, einem zarten Vitriol und sehr subtilen Schwefel“ zu. Die moderne Balneologie hat andere Termini; zu behaupten, daß ihr die Wirkung der Bäder viel klarer geworden wäre, als ihren Vorgängern mit dem flüchtigen Mineralgeist, liegt kein zureichender Grund vor.

Der Salzbrunn, im Besitze der Grafen Hochberg, heute des Fürsten von Pleß, ist erst Ende des 17. Jahrhunderts auf „Einraten derer medicorum“ zur Blüte gelangt, hat also — weil jüngeren Datums — die Entwicklung aus dem kirchlichen heraus nicht erlebt.

Auch Bad Landeck, obwohl lange bekannt und schon 1242 einmal durch Raub und Brand verwüstet, hat bis zum 17. Jahrhundert eine bescheidene Existenz gefristet. Hussitische Unruhen 1428 und 1431 und Pestnot 1467 haben versprechende Wiederanfänge immer wieder vernichtet. Erst Ende des 17. und 18. Jahrhunderts nach der Preussischen Besitznahme, nicht



zum wenigsten durch Friedrich II. eigene, von politischen Erwägungen unterstützte Initiative — der König gebrauchte 1766 selbst die Kur in Landeck — haben das Bad hochgebracht. So wie Friedrich seine breihaften und blessierten Soldaten des dritten schlesischen Krieges zu den Landecker Thermen schickte, bringen die Militärbehörden noch heute ihre Kranken und genesenden Mannschaften und Offiziere in das jetzt stattliche Militärkurhaus daselbst.

Bevor wir von Landeck aus uns dem nahe gelegenen Oberschlesien zuwenden, sei es erlaubt, einer alten schlesischen Sommerfrische ein Denkmal zu setzen. Die Sommerfrische ist als Produkt der Verschiebung der Bevölkerung in städtische und großstädtische Wohnplätze bei leichterer Reisegelegenheit und intensiver gewordener Erwerbstätigkeit ein Kind der neueren Zeit. In dem Queckbrunnen bei Bunzlau am Bober hat sie einen Vorläufer. Er hatte zwar kein saures, oder heilsames Wasser, aber seiner angenehmen und „lustigen“ Gegend wegen, machte man in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Schlesien „ein großes Werk“ von ihm und er wurde aus „Plaisir“ im Frühjahr und Sommer von vielen besucht, die daselbst einige Zeit wohnten. Martin Opitz hat diese Sommerfrische besungen. Schön kann auch die damalige Zeit diese Verse des berühmten Dichters unmöglich gefunden haben; der Lokalpatriotismus — Opitz war Bunzlauer Kind — entschuldigt sie aber.

Wie umständlich solche Sommerfrische und auch der Besuch schlesischer Bäder früher, noch vor 150 Jahren, war, sei den Schwärmern für die gute alte Zeit mit folgendem zu Gemüte geführt: nach Landeck,<sup>1)</sup> dem damals schon gut bekannten Landeck, mußte der Badegast sogar die nötigen Küchengeräte mitbringen, denn es waren höchstens das leere Zimmer und Küche mit Tisch, Bettstatt und Schemeln für einen schlesischen Taler wöchentlich zu ermiethen. „Zinnerne Teller, Schüsseln, Gabel, Messer, Löffel, Salzfaß, Leuchter, Plettscheeren, Bier- und Weingläser, Teezeug, Waschbecken und Kanne, Handquälen, Tischtücher, Servietten, Bademantel, Fenstervorhänge, Bratspieß, Hackemesser, Spicknadeln, Reibeisen, Kochlöffel, Kasserolle, Bratpfanne, Kellen, Mörser, Feuerzange und Zange u. dergl.“ wurden mitgebracht, desgleichen Betten, ebenso ließ „das Frauenzimmer ihren Nachtschisch, Poudre, Scheere, Näh- und Stecknadeln, Zwirn, Plätteisen u.“ nicht zu Hause. „Spielkarten, nebst zugehörigen Tellern und Marquen-Kästgen, wären wohl so unumgänglich nicht nötig, doch aber, da sie bei einigen zum unentbehrlichen Hausrath gehören, gleichfalls mit in den Koffer zu

<sup>1)</sup> Cf. Burghart: Abhandlung von den warmen Bädern bei Land-Ecke. Breslau 1744 p. 99. ss.



schmeißen.“ Da beide Geschlechter zusammen badeten, waren einige völlige Anzüge für das Bad erforderlich. Männer brauchten „einen guten Schlafrock oder Casaquin, ein paar Beinkleider, ein Kamisol nebst einer sauberen Schlafmütze, die man von Kanewas, Barchend oder Zwillich machen läßt“. „Die Frauenzimmer haben einen Rock, Korsett oder Contouche und ein artig Nachtzeug, oder anderen wohlstandigen Kopfzierart nötig.“ An dem Rock waren unten etliche Stücke Blei von  $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$  Pfund befestigt, damit „der Rock im Brunnen unten bliebe und nicht vom Wasser getrieben würde“. So wohlgekleidet saß man selbender bis selbstzehnt  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde bis an den Hals im Brunnen; alsdann wurde in einer Wanne das Nachbad gehalten. Die Erzeffe, die leider zur polizeilichen Einschränkung unseres im Mittelalter so hochentwickelten städtischen Badewesens geführt haben, sind dem gemeinsamen Badebetrieb schlesischer Bäder ferngeblieben, eine gewisse pikante Harmlosigkeit spricht aber doch aus dem Landecker Bade-Gewohnheitsrecht, „daß jedermann, der sich gelüften läßt, während der Badezeit in das Gemach des anderen Geschlechts (d. h. während der Wannbäder), ohne besondere dazu erbetene Erlaubnis, oder unumgängliche Notwendigkeit, zu treten, aufs beste gebadet, d. i. mit Wasser begossen und bespritzt werde, folglich nicht viel trockene Faden am Leibe herausbringen und also seinen Vorwitz büßen müsse; wiewohl hierinnen die Mannspersonen gegen das Frauenzimmer nicht so strenge, als wie diese gegen jene verfahren“.

Nach dieser kurzen Abschweifung zu Oberschlesien!

Wer sich über das frühere Oberschlesien in hygienischer und sozialer Beziehung ein schnelles Urteil bilden will, der nehme die seiner Zeit sehr beachtete Arbeit Virchows vom Jahre 1848 wieder vor.<sup>1)</sup> Selbst wenn man von den dortigen Angaben abzieht, was politische Tendenz und regierungsfeindliche Märzstimmung dem damals 26 jährigen heißspornigen Autor in die Feder gab, bleibt doch noch ein Bild übrig grau in grau.

Die trostlosen Verhältnisse in Oberschlesien riefen damals im übrigen Vaterlande so tiefgehende Empörung wach, daß es nicht verwunderlich erscheint, wenn das trübe und für heutige Verhältnisse falsche Bild noch nicht hat verblaffen können. Die inzwischen fast amerikanisch erblühte Industrie hat bei bestehendem Vorurteil nur vermocht, im Bilde, das man sich „draußen“ von Oberschlesien macht, den Sümpfen der „Wasserpolaerei“ noch Dunst und Kohlenruß hinzuzufügen.

<sup>1)</sup> Mitteilung über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie. Sep.-Abdr. aus Virchows Archiv II. 1. Bln. Reimer 1848.



Das Bild ist falsch. Es ist heute anders geworden. Naturschönheiten sind freilich ungleich verteilt im Regierungsbezirke Oppeln, aber einige Teile z. B. der Kreise Neisse oder Pleß oder Rybnik halten einen Vergleich mit märkischem Sande oder pommerschem Flachlande wohl aus. Bei der mangelhaften Kommunikation, die bis in die sechziger Jahre vorigen Jahrhunderts in Oberschlesien zu beklagen war, wird man Bäder nicht vermuten. Und doch können wir aus dem 18. Jahrhundert pietätvoll eines jetzt toten Bades gedenken.

In Czarkow unweit Pleß befanden sich und befinden sich noch heute 3 Quellen, welche ein eisenhaltiges Wasser liefern. Dort bestand im Anschluß und in erster Linie für die Zwecke der Anhalt-Cöthen-Plessischen Hofhaltung ein Bad mit vier Baulichkeiten, darunter einem massiven Badehause. Die im fürstlich Plessischen Archive erhaltenen Kohlenrechnungen bezeugen, daß das Bad fleißig benutzt wurde. Es gehörte — 1796 — sicherlich mit zu den ersten Konsumenten ober-schlesischer Steinkohlen. Die Badeliste weist (1813) Personen von Rang und Stand als Gäste auf. Aus welchem Grunde das Bad und zu welchem Zeitpunkte (in den vierziger Jahren vorigen Jahrhunderts?) eingegangen ist, weiß ich nicht. Die Gebäude haben darnach in bunter Abwechslung einer Blechlöffelfabrik, einem Gasthause, einem Militärlazarett, einem Waisenhause und zuletzt Holzarbeitern zum Obdach gedient.

Auch im südlichsten Teile Oberschlesien lag das Bad Kokoschütz, eine halbe Meile westlich von Loslau, bei welchem heute die Provinzial-Volkshheilstätte für Lungenfranke gelegen ist. Die Entdeckung von 3 schwefelhaltigen Quellen brachte den Besitzer des Gutes Kokoschütz, Rittmeister von Jawadski auf den Gedanken, anno 1810 ein Schwefelbad zu eröffnen, welches nicht nur aus Oberschlesien, sondern aus der ganzen Provinz besucht wurde. Im benachbarten Jowada erbaute der Landrat von Wrochem bei einer gleichen Quelle eine anfangs ebenfalls florierende Anstalt Sophienthal. Anno 1826 badeten in 28 Badestuben 120 Kurgäste in 2398 Bädern. 1831 übernahm das Bad ein Partikulier Salomon Freund, in dessen Besitze es abbrannte, zwar wieder erbaut wurde, aber unter verschiedenen Nachbesitzern nicht recht vorwärts kam, bis ihm schließlich durch die Eröffnung des Soolbades Jastrzemb, von dem unten berichtet wird, ganz in der Nähe, der Todesstoß versetzt wurde. Auch eine 1877 versuchte Wiederbelebung des Wilhelmsbades in Kokoschütz war von kurzer Dauer. Der Analyse nach hatte das Kokoschützer Wasser einen starken Schwefelgehalt und hat speziell bei Hautleiden gute Erfolge erzielt.

1819 eröffnete Justizkommisarius Görlich in Neisse das nordöstlich von der Stadt gelegene Bad Heinrichsbrunn; das Wasser der dortigen



Quelle begutachtete das Collegium medicum in Breslau so günstig, daß schon in der zweiten Saison 629 Badegäste gezählt werden konnten, „unter welchen sich auch eine junge Dame aus den nordamerikanischen Freistaaten befand“. Das eisenhaltige Wasser, ein „Mineralwasser“, galt als besonders heilsam bei Nervenleiden, Epilepsie etc.

Eine gute Meile südwestlich von Falkenberg, an der Gröben-Müchelauer Straße, lag im Tale das Bad Gröben, dessen schwefel- und eisenhaltige Quellen und dessen Moor- und Schlamm-bäder seit den siebziger Jahren vorigen Jahrhunderts vergessen sind.

Die bisher genannten oberschlesischen Bäder sind an Lebensschwäche eingegangen, die folgenden bestehen noch heute und sollen chronologisch aufgeführt werden.

Wachtel-Kunzendorf, südöstlich Neustadt, an den Ausläufern des niedrigen Gesenkes — in dem naturschönen Teile Oberschlesiens — gelegen, sieht das Gesenke von der 15 km entfernten Bischofskoppe (886 m) mit der Finkenkuppe (438 m) und dem Lindenberge (370 m) allmählich in das Flachland übergehen. Dem Tonschiefer, aus dem neben Grauwacke das Gebirge besteht, entspringt eine 1805 erschlossene schwefelige eisenhaltige kalte Mineralquelle. Die Herrschaft Kunzendorf (Rittergut) gehörte seit 1670 durch Vermächtnis dem Kreuzstift des heiligen Peter und Paul zu Neisse bis zur Säkularisierung 1810, wo die zur Verwertung der säkularisierten Güter eingesetzte Königliche Hauptkommission zu Breslau die Verwaltung übernahm.

Durch Kabinettsordre vom 11. März 1813 gab Friedrich Wilhelm III. das Gut mit allen Gerechtsamen als Entschädigung für eine Präbende beim Domstift Brandenburg und für andere rückständige Zahlungen an den General der Kavallerie von Blücher, welcher zu gleicher Zeit, der ängstlichen Strömung am Hofe weichend, aus dem aktiven Dienst ausschied. Schon einmal, 1770, hatte ihn der große König mit der freundlichen Randbemerkung verabschiedet: „Der Rittmeister Blücher mag sich zum Teufel scheren!“ Zur Charakteristik des Generals von Blücher, der 1813 seinem Vaterlande unschätzbare Dienste leistete und als Feldmarschall und Fürst von Wahlstatt, als Marschall Vorwärts in der Geschichte fortlebt, sei eines Zwiespaltes zwischen ihm und der erwähnten Hauptkommission in Breslau gedacht, weil er auch auf Kunzendorf Bezug hat. 6300 Taler Hypothekenspfandbriefe sollte der neue Besitzer, als auf dem Gute eingetragen, mitübernehmen. Das war ihm Anlaß zu folgendem energischen Schreiben:

„Der Koeniglichen Haupt commission erwiedere in ganz Ergebenster „antwohrt, wie alle Reservate, so genannte Kommission in der geehrten



„Zu Schrift vom 31. März, magt, mich gleichsam ein  
 „Boehmischer Wald sind; ich halte mich an das, was ich  
 „buchstäblich in der Tasche habe, gehe nach Kunzendorff und erwarte  
 „die Übergabe des Guhls. Schulden übernehme ich nicht, die können  
 „ja auf die anderen Güter übertragen werden, ich habe ein freies  
 „Eigenthum zu erwahren; wenn die Übergabe des Guhls mit so will  
 „Schwierigkeit, mit so wohl Feld zu Weitläufigkeiten verbunden sein  
 „soll, so reise ich lieber nach Berlin; was meine Jurisdiction und  
 „Patronatus betrifft, so unterwerfe ich mich ganz das in der Provinz  
 „üblich und will nur als ein Ehdelmann des Landes betrachtet sein;  
 „übrigens bitte ich ganz Ergebenst mich in der vorerwähnten Sache  
 „nicht wie einen Klienten anzusehen und zu betrachten, die Befehle des  
 „Königs und die Verfügung des Herrn Staatskanzlers sprechen ganz  
 „deutlich. Blücher.“

Am 12. April 1812 fand die Übergabe mit den Schulden statt, doch wurde das Vorwerk Mühlisdorf dazugeschlagen. Der Streit um die Kosten ging noch weiter, bis eine Kabinettsordre 1816 die Sache zur Zufriedenheit niederschlug. 1817 verkaufte Blücher den Besitz an den bisherigen Pächter.

So schön die Umgebung Kunzendorfs auch war und noch ist, so hat Blücher doch die Zeit der gezwungenen Untätigkeit daselbst als die schrecklichste Zeit seines Lebens bezeichnet. Schon im Frühjahr 1813 rief ihn das Vaterland zu neuem Ruhme!

Während des Blücher'schen Besitzes wurde nahe dem Schloßgarten die heute noch benutzte Blücherquelle gefunden. Sie lieferte ein „alkalisch-erdig-salinisches Eisenwasser“. Die tägliche Wassermenge ist nur 50000 Liter, so daß schon darin eine Beschränkung für das Bad gegeben ist. Die Bäderpreise sind billig; es findet sich an der Blücherquelle ein kleiner, aber getreuer Stamm von Kurgästen ein. Eugubad ist Wachtel-Kunzendorf nicht und strebt auch unter dem jetzigen Besitzer der Herrschaft, Grafen Friedrich von Praschna, nicht darnach es zu werden. Als Tafelgetränk wird das Wasser in Schlesien viel getrunken.

Goczalkowitz verdankt, wie seine Schwesterquelle Jastrzemb, seine Entstehung einem Versuch der preussischen Bergbehörden, im südlichen Teile der Kreise Pleß und Rybnik Steinsalzlager zu erbohren, welche die geologische Gestalt bei der Nähe von Wieliczka bei Krakau hatte vermuten lassen. Mit einem Personal von 33 Köpfen wurde mehrere Jahre gebohrt, bis bei 766 m Tiefe die Versuche aufgegeben wurden. Schon bei 400 m war man auf eine schwächere, bei 616 m auf eine 4% haltende Soole gestoßen. 1861 verkaufte der Bergfiskus das Bohrloch mit der Soolquelle an den Kaufmann Heinrich Schiller und Baumeister Wilhelm Tzsch in Pleß,



welche unter Beirat des späteren, 1895 verstorbenen, Geheimen Sanitätsrates Dr. Babel schon 1862 die erste Badefaison mit 262 Kurgästen eröffneten. Die Quelle und das heutige Bad liegt an der Chaussee Pleß-Dzieditz und an der Oberschlesischen Eisenbahn, an der es Station der Strecke Kattowitz-Dzieditz ist, im südöstlichen Winkel von Oberschlesien, 800 m von der Landesgrenze, welche durch die Weichsel gebildet wird. Die Landschaft ist durch die Aussicht auf die nahen Beskiden und die fürstlich Pleß'schen Teiche, sowie die baum- und strauchbewachsenen, zu Spaziergängen lockenden Weichseldämme nicht ohne Reiz. Sonnenauf- und Untergänge geben namentlich über dem großen Maczekteiche außerordentlich stimmungsvolle und farbenprächtige Bilder und gute Sujets für Maler beiderlei Geschlechts. Eine den Umwohnern recht unerwünschte, den Badegästen aber, da das Bad selbst keine Belästigung erfährt, lediglich interessante Abwechslung bietet die Beobachtung des gelegentlichen Weichselhochwassers, bei dem das kaum 3 m breite, so friedlich aussehende Rinnsal der Weichsel sich in wenigen Stunden zu einem vernichtenden Strome auswachsen kann. Die Soolquelle, welche außer Salz auch Jod- und Bromverbindungen ohne Beimischung von Schwefelverbindungen führt, hat sich von Anfang an bei skrophulösen Leiden, bei tuberkulösen Knochenleiden, sowie bei Rheumatismen, Ischias und Gicht von so vortrefflicher Wirkung gezeigt, daß die Frequenz des Bades dauernd gestiegen ist. Im Jahre 1880 wurde eine Kinderheilherberge Bethesda in Goczalkowitz eröffnet, und durch die energische Liebesarbeit des 1903 verstorbenen Superintendenten D. Koelling in Pleß 1889 in einen stattlichen massiven Neubau untergebracht. Dort werden in vier Serien je 100 Kinder je vier Wochen lang durch den ersten Badearzt Sanitätsrat Dr. Kraßert behandelt. Seit 1892 schickt die Oberschlesische Knappschaft, auf Betreiben des verstorbenen Prof. Wagner-Königshütte ihre kranken Bergleute zur Kur nach Goczalkowitz. Die guten Erfolge haben zum Bau eines eigenen Knappschafts-Kurhauses geführt, welches jetzt in monatlichen Serien 65 Knappschaftsangehörige als Kurgäste beherbergen kann. Der Besuch des Bades war 1903: 1599 Kur- und 1278 Erholungsgäste. Die Kurmittel (Salz, Soole) wurden 1903 bis zum 15. September, auch über die Grenzen Schlesiens hinaus, und zwar Badefalz 12099 kg und ca. 2900 Liter konzentrierte Soole, verschickt.

Königsdorff-Jastrzemb. In Nieder-Jastrzemb, einem Dorf im südöstlichen Teil des Kreises Rybnik, wurde bei einem Bohrversuche von Privatleuten auf Steinkohlen bei 300 Fuß Tiefe eine schwache Soole getroffen. Das Bohrloch wurde mit fiskalischen Mitteln in der Erwartung von Steinsalz oder einer stärkeren, zu salinischen Zwecken geeigneten Soole auf 470 Fuß vertieft. Als die Versuche aufgegeben wurden, erwarb 1859,



zugleich mit dem Rittergut Nieder-Jastrzemb, Bohrloch und Quelle Graf von Königsdorff. Mai 1861 wurde bereits Bad Jastrzemb, dessen Soole (jod-bromhaltig) sich bei Rheumatismus und Gicht als heilkräftig erwiesen hatte, mit kirchlicher Feierlichkeit eröffnet und hatte in der folgenden Saison bereits 108 Badegäste. 1862 wurde das Bad in „Königsdorff-Jastrzemb“ umgenannt und erfreut sich besonders bei Rheumatismus, Frauenleiden und Kinderkrankheiten (Skrophulose) einer großen Beliebtheit, ermangelt aber noch eines bequemen Bahnanschlusses. Es liegt 280 m hoch in stark coupiertem, bewachsenem Terrain und hat einen schönen Park von etwa 20 ha. Von den umgebenden Höhen (300 m) hat man lohnende Aussicht auf die Beskiden. Es sind auch hier drei Kinderheilstätten erstanden, das Marienheim, Bethanien und die Israelitische Kinderheilstätte. Die letzte Saison hat mit 1343 Kurgästen abgeschlossen.

Bad Karlsruhe O.-S. im Kreise Oppeln ist Mitte des vorigen Jahrhunderts von Dr. Freund erbaut worden, später an den Herzog von Württemberg übergegangen und heute königlich Württembergischer Besitz. Es liegt an der Oppeln-Namslauer Eisenbahn in ebener Gegend, mitten im Walde. Seine Kurmittel sind Kiefernadelbäder, Kiefernadeldampfbäder und andere Formen von Wasserapplikationen und Massage. Ohne die am Ort zur Sommerfrische weilenden Fremden beträgt die Frequenz 300 Personen.

Wenn wir nun zur Betrachtung der ober-schlesischen Kuranstalten (privaten Sanatorien) übergehen, so ergibt sich aus ihrer Entwicklungsgeschichte, daß wir solche aus älterer Zeit nicht anführen können. Für schlesische Leser wird die Tatsache besonderes Interesse haben, daß unsere jetzt so entwickelten und auf dem Höhepunkt der Entwicklung noch gar nicht angelangten Sanatorien (d. h. für bestimmte Krankheitsgruppen und bestimmte Heilmethoden eingerichtete — private — Heilanstalten), als deren jüngste Riesenfinder man die Volksheilstätten speziell für Tuberkulose betrachten muß, ihre Urheimat auf schlesischem Boden haben.<sup>1)</sup> Gustav Adolf Robert Hermann Brehmer hat mit seinen großartigen Schöpfungen in Görbersdorf den Weg für ihre Entwicklung freigemacht. Die Gerechtigkeit erfordert anzuführen, daß die Anregung von dem Gräfenberger Bauern und „Kurpfuscher“ Vincenz Priesnitz stammte. Er ist der erste gewesen, der — 1822 — für seine Wasserheilzwecke eine private Heilanstalt eröffnet hat. Trotz aller Anfeindungen hat Priesnitz Großes geschaffen und der gering-schätzigste Spott der vierziger Jahre ist verstummt. Die Situation entbehrte

<sup>1)</sup> Cf. Pagel: Zur Geschichte der modernen Privatheilanstalten im Jahrbuch der Heil-, Pflege- und Kuranstalten. Berlin 1903.



ja damals einer gewissen Komik nicht: in Gräfenberg Prießnitz, der im Wasser das Heil aller Dinge erblickte und seine Kranken zu „Amphibien“ machte — so spottete die Mitwelt —, ein paar tausend Schritte davon in Lindewiese Schroth, der in der „Eusche“ (im schlesischen Dialekt für eine hypothetische, im Körper angesammelte, alles Krankhafte enthaltende und darstellende Feuchtigkeit) alles Übel sah und seine Kranken wie „Kameele“ ausdürstete. Daneben noch der bald wieder vergessene Bauer Schnabel in Weidenau, der seine Kranken mit ausschließlicher reiner Haferfütterung auf die Beine bringen wollte. Prießnitz' mit Recht dankbare, aber überspannt begeisterte Schülerin Marie von Colomb errichtete, nachdem sie im Jahre 1849 während der Cholera in Berlin für ihres Meisters Ideen, ohne sonderlichen Anklang zu finden, gewirkt hatte, 1850 auf einem Mühlengrundstück in Görbersdorf eine Heilanstalt à la Prießnitz. Dort verkehrte der Student der Mathematik Brehmer, der zur Medizin umsattelte und sich mit einer jüngeren Schwester der Besitzerin verlobte. Als die Anstalt 1854 trotz des „fachmännischen“ Beirates des stud. med. Brehmer auf das unangenehmste verfrachtete und Marie von Colomb als Märtyrerin ihrer Idee in Waldenburg in Schuldhaft saß, war der Student gerade approbierter Arzt geworden, der das Besitztum seiner Schwägerin übernehmen konnte. In Görbersdorf hat Brehmer mit bewundernswerter Zähigkeit trotz anfänglicher großen Schwierigkeiten seine Schwindsuchtsbehandlung zum Siege gebracht. Unsere gesamte moderne Phthiseotherapie — von den Plänen Behrings aus den letzten Tagen abgesehen — beruht auf Brehmers Anschauungen. So ist der lückenlose Zusammenhang zwischen den modernen Heilstättenpalästen (z. B. Beelitz bei Berlin) und den primitiven Holzbaracken des Laienkünstlers in Gräfenberg.

Von privaten Kuranstalten findet sich in Oberschlesien wenig. Die Lungenheilstätte in Coslau ist bereits erwähnt, kann aber nicht hierunter rubriziert werden. Bisher war das Bedürfnis auch noch nicht so dringend wie es heute ist. Der junge Industriebezirk hat erst angefangen, Menschenkräfte aufzusaugen, von der zweiten Generation wird er mehr Opfer fordern. Seit mehr als 20 Jahren besteht in Ziegenhals eine Kuranstalt, das Guppebad, dem 1882 das wesentlich größere Ferdinandsbad gefolgt ist. Das Franzens- und Wilhelmsbad sind als Pfarrer Kneipp'sche Heilanstalten bezeichnet. In den Bädern werden seit einiger Zeit alle modernen balneologischen Heilfaktoren, elektrische Bäder, Lichtbäder, Freiluft-, Sonnenbäder u. zur Anwendung gebracht. Der Hauptheilsfaktor dürfte die herrliche Lage des Ortes Ziegenhals am Fuße der Vorberge der Hochgebirgskette sein mit weiten fernsichten in das Biele- bis zum Neiffetal. Der mit prächtigem Nadelholz bestandene Holzberg mit bequemen, schattigen



Spaziergängen, lauschigen Ruheplätzen und prächtigen Ausblicken ist ein Schatz für den Ort.

Eine halbe Stunde von Neisse liegt das Rochusbad, dessen Wasserheilanstalt und hübscher Park in freundlicher ruhiger Lage eine noch lebhaftere Entwicklung verdient, als die Anlage schon genommen hat.

In diesem Jahre hat die Dampfmolkerei-Genossenschaft zu Zaborze eine Kur- und Badeanstalt zu Zabrze eröffnet, in welcher Bäder aller Art, einschließlich Sonnen- und Lichtbädern, verabsolgt werden und Wohnräume für Kurgäste vorgesehen sind. Daß die Anstalt, deren Preise dem Vermögen auch der Minderbemittelten angepaßt sind, einem Bedürfnis entsprochen hat, geht schon daraus hervor, daß seit ihrer Eröffnung am 8. Juli bis zum 18. September 1903 außer ärztlich verordneten Wasserprozeduren 2409 Bäder aller Art verabsolgt sind.

In gewisser Hinsicht stehen wir noch im Beginn der Sanatorien-Entwicklung, nämlich bezüglich der Sanatorien für Nervenkrankte; insbesondere für solche ärztlich als schon nervenkrank zu bezeichnende Leidende, welche im praktischen Leben für zwar „nervös“, aber noch arbeitsfähig gelten. Gerade diese Kategorie von Kranken stellen die Anwärter für schwere, später irreparable Nerven- und Hirnleiden. Für sie handelt es sich nicht so sehr um eine spezialistische ärztliche Behandlung, als um die bloße Möglichkeit „ausspannen“ zu können, ausspannen nicht nur aus der Tretmühle der Arbeit, sondern auch aus der sorgenvollen Misère des alltäglichen Einerlei. Für sie ist bisher keine Stätte bereitet, wie der Arzt in der Großstadt schmerzlich empfindet. Nerven- und Irrenärzte werden nicht müde, Heimstätten für sie zu fordern und dadurch den Grundsatz der Prophylaxe auch in der Psychiatrie zur Geltung zu bringen. Statt die geistigen Ruinen mit großem Aufwand zu pflegen, schaffe man mit geringen Mitteln Vorkehrungen zur Vermeidung solcher Siechtumszustände. Die Kandidaten für solche Anstalten liefert der Industriebezirk und wird sie noch mehr liefern in betrübender Anzahl. Für solche Anstalten, die sich größtenteils durch eigene Arbeitskräfte erhalten sollen, da man die Arbeit, die zielbewußte und Werte schaffende gesunde körperliche Arbeit in gesunder Luft, nicht die spiel- und sportsähnliche Beschäftigungstherapie, als Hauptheilfaktor heranziehen wird, ist in Oberschlesien viel und schöner Platz. Bequeme Zugänglichkeit von den Erkrankungscentren (Industriestädten) verbinden noch viele schöne und billige Plätze in Oberschlesien mit der Ruhe vor dem Hasten und Treiben, wenigstens noch auf Generationen. So viel Zeit wird wohl vergehen, bevor z. B. die Kreise Pleß und Rybnik in Kohlenindustriestätten sich gewandelt haben werden.

Wenn wir zum Schluß noch der jungen Institution der Sommer-



frischen gedenken wollen, so können einige der angeführten Bäder als solche betrachtet werden, nicht am wenigsten auch die Gegend bei Ziegenhals und Weisse; als Schöpfungen ad hoc seien nur erwähnt die Sommerfrischen Bór-Neudorf (Besitzer Julius Mainka) und Panewnik (Besitzer Schwerdtfeger) im nördlichen Teile des Kreises Pleß, welche namentlich aus dem Industriebezirke besucht werden.

---

## Oberschlesisches Volkstum in der Literatur.

Von

Wilhelm Kammer, Breslau.

---

Was weiß uns die heimatliche Dichtung von obererschlesischem Volkstum zu erzählen? Wie spiegelt sich das obererschlesische Land mit seinen Leuten und allen seinen Eigentümlichkeiten, seinen Gebräuchen, Sitten und Sagen in den Seelen unserer Dichter? Wie sind die Gestalten beschaffen, die in den Schöpfungen unserer Poeten und Schriftsteller besonders in den Vordergrund treten und als Repräsentanten obererschlesischen Wesens gelten wollen?

Versuchen wir, auf diese Fragen die rechten Antworten zu finden. Durchwandern wir in kurzen Streifzügen das eng begrenzte und dennoch reiche und herrliche Gartengebiet der Dichtung, die im Boden unserer Heimat wurzelt! Solche Wanderungen sind kurzweilig, unterhaltsam, lehrreich, erquickend und erhebend. Man muß zwar manchmal Partien machen, die keine sonderlichen Reize darbieten, und die uns sogar anöden; doch wir können uns jeder Zeit seitwärts in die Büsche schlagen und in Wildnisse eindringen, in denen das suchende Gemüt frische Blütenwunder, neue Schönheiten und liebliche Ausblicke entdeckt. Wenn wir nebenher auch manche köstliche Frucht als Labsal des Geistes finden, so werden wir von unseren Wanderungen befriedigt sein. Da wir leider der seligen Kinder-eigenschaft, zu genießen und zu betrachten, ohne dabei zu kritisieren, längst verlustig gegangen sind, werden wir, dem zwingenden Triebe folgend, hin und wieder auch ein kritisches Wort reden.

Ein arger Fehler wär's, wenn wir unsere Betrachtungen auf solche Literaturschöpfungen beschränken wollten, die sozusagen durch den Buchbinder sanktioniert worden sind. Mit aller Deutlichkeit lehrt uns ja die Monatschrift „Oberschlesien“, daß wir Dichter besitzen, die sich mit Vorliebe und fruchtbarem Fleiße mit unserem obererschlesischen Volkstum beschäftigen, aber



noch gezögert haben, die Früchte dieses Fleißes in Buchform zu veröffentlichen. Wir rechnen hierzu die oberchlesischen Erzählungen von Paul Albers, Karl Klings und anderen — nicht zu vergessen, die eigenartigen poesie-reichen und von starker Dichterkraft zeugenden Novellen Marie Klerleins. Ebenso darf der Held eines in einem Hamburger Blatte erschienenen Romans von Paul Barsch nicht unberücksichtigt bleiben, da jener wandernde Kunde an Leib und Seele ein unverkennbarer Sprößling Oberschlesiens ist.

\* \* \*

Als die Meißner Lehrer vor einem Jahre ihrem nach Breslau berufenen Kollegen Philo vom Walde ein Abschiedsfest gaben, sprach einer der Festredner vom armen Weberhansel aus dem Dialekt-Epos „Leutenot“ und behauptete: die Jugendgeschichte dieses Knaben sei des Verfassers eigene Kindheitsgeschichte. In seiner Antwort betonte Philo vom Walde, daß er in der „Leutenot“ sich und seine Knabenzeit, sowie seine dörfliche Heimat und die Dorfbewohner getreu geschildert habe. Das Buch sei ihm ans Herz gewachsen, weil es die Geschichte seiner Jugend bilde.

Wir haben es also hier mit einem oberchlesischen Buche zu tun, dessen Verfasser uns die Versicherung gibt, daß seine Dichtung wahrheitsgetreu dem Leben abgelauscht sei. Der Dichter ist in Kreuzendorf bei Leobschütz geboren; er führt uns mithin nicht in das polnische, sondern in einen Teil des deutschen Oberschlesiens. An irgend einer Stelle schrieb er den Satz: „Auf dem Untergrunde der politischen Leutenot habe ich versucht, die verschiedensten Leibes- und Seelennöte zu schildern . . .“ Schauen wir zu, was er uns vom oberchlesischen Volkstum zu künden weiß.

Bald zu Anfang des starken Buches erblicken wir „Fiedler-Wäbersch Schobenhäus“ im Winterschmuck. Gleich den anderen Häusern liegt es eingemummelt „im meterhuchen Faschingschnie“. Die Abendröte verklärt die Fenster. Die alte Röhrenbütte kann nicht plauschen, wie sonst; die Junge ist ihr angefroren. Alle Jaunstauchen tragen weiße Kappen, und vom Dache „glungeln“ Eiszapfen. Fiedler legt sein Weberschiffel nieder und dehnt sich und streckt sich. Er hat den ganzen Tag schwer geschuftet; jetzt muß er sich zur Nachtwache rüsten. Er ist nämlich, da er von der Weberei allein nicht leben kann, nebenbei Nachtwächter. Ihn überkommt die Sehnsucht nach Ruhe; er möchte sich hinlegen und träumen. Aber die Not, die schreckliche Not jagt den armen Hungerleider hinaus in die eisige Nacht. Fiedler ist ein Grübler und Rebell. Wenn er könnte, wie er gern möchte — Donnerwetter, er würde mit dem versoffenen Schulzen und mit den reichen geizigen Bauern abrechnen! Doch er darf es nicht tun. Er



muß ducken, weil er arm und krank ist. Nur seiner Alten gegenüber läßt er zuweilen seine zornige Weltverachtung ausbrechen:

„Ich ha die Schinderei itz soat!  
 Ach, wüßt ich halbig mer an Roat,  
 Ich wöllde nich am Buden knutzen  
 Und andern ock de Schuhe pußen!  
 Su tar ma, tutts een no so gallen,  
 De faust ock ei der Tasche ballen.“

Die Fiedlern kann solche Redensarten nicht vertragen. Sie klingen ihr sündhaft. Wer murren, anstatt geduldig und ergebungsvoll auf den himmlischen Vater zu vertrauen, darf sich nicht wundern, wenn's ihm schlecht ergeht. Das ist ihre Lebensphilosophie. Dafür nennt Fiedler sie „eene reene fummelduse“. Er verteidigt sich gegen den Vorwurf, ein schlechter Christ zu sein; er hält zum lieben Gott, kann aber die Sorte nicht leiden, die vor dem Herrgott auf den Knien rutscht, den Menschen gegenüber jedoch stolz und hoffärtig ist. Da jammert die Fiedlern:

„Du tust dich kägen Got versündgen —  
 Där muß üns vullt de Freundschaft kündgen!  
 Doas Bissel Segen vu meim Bäten  
 Wird reen ock ein a Dreck geträten.“

Er aber, in dessen Seelentiefen ein Strahl vom Lichte freigeistiger Welt-erkenntnis gedrungen ist, hat von Gott und vom Weltall einen unsäglich hohen Begriff. Gott ist zwar ein liebevoller Vater, doch um alles und jedes kann er sich nicht kümmern, weil die Welt gar zu groß ist. Die Erde und alle die Millionen Sterne sind vor seinen Augen nur winzige Hirsekörnchen. An den Sternschnuppen kann man ersehen, daß viele Sterne zu Grunde gehen, weil der Herr der Welt sie auf Augenblicke außer acht ließ. Wie kann man da verlangen, daß er sich um die vielen „verbotten“ Seelen kümmert, die vor ihm auf der Erde kriechen. Er läßt die Sonnenkugel tanzen, baut die Wolken wie goldene Schneegebirge auf und schlägt dann mit dem „Pürdel“ drauf, daß es donnert und die Blitze stieben. Den Teufel hat er als Widersacher.

Do heeßts wulld: schirgen, bremsen, rammen —  
 Sust gieht där Krämpel gach ausammen!  
 Und muß sich Eener, mücht ma sprechen,  
 Jahraus, jahrei a Kupp zerbrechen:  
 Do wil a sitter heilger Man  
 Doch manchmal o ang Sunntig han!



Doas viele Bitten, viele Bammeln,  
 Doas Klinseln, Lamentiern und Stammeln  
 Ihs reen verfählt.  
 Doas heeßt a Herrgott ock gequält!

Die Fiedlern ist entfetzt über solche gottsträfliche Worte. Sie „pludert“ auf ihn ein:

Doas kimmt vum vielen Zeitung läsen.  
 Ich nähm wahrhaftig no a Bäsen  
 Und fehr dän Praßt zur Türe naus —  
 Där bringt ocks Ungelück eis Haus.

Sie greift zum Gebetbuch und liest ein Gebet. Dann kommt der Hans zur Türe herein. Sie fährt auf ihn los, gibt ihm „an fausten Heinrich ein a Rücken und „päkt“:

„. . . „du ganz infamer Range,  
 Wu bleibst De hinte dennt su lange?“  
 Se schuppst'n daß a vur 'r turkelt.“

Da haben wir ein Bild der Häuslichkeit, in der der kleine Hans gedeiht und heranwächst. Solche Familienzustände sind überall zu finden, nicht bloß in Oberschlesien; aber jeder Strich der liebevollen und treffsichern Zeichnung mutet uns heimatlich an. Wir fühlen uns mitten hinein versetzt in das Dorf der Leobschützer Gegend; alle die Gestalten kommen uns allbekannt vor; Erinnerungen an die Knabenzeit werden wach. Wir kennen den dörflichen Kastengeist, schauen in Gedanken die unüberbrückbare Kluft, die den armen kleinen Handwerker von dem Bauer scheidet, dem sein Landbesitz das Gefühl der Macht und Erhabenheit verleiht. Duzendmal sind uns solche Nörgler, solche unzufriedene auffässige arme Schlucker begegnet, die sich oft erdreisten, die Nase in die Zeitung zu stecken, dann klüger sein wollen als die reichsten Leute, sich einbilden, daß sie den lieben Herrgott besser als der Herr Pfarrer kennen, aber von kläglichster Unterwürfigkeit sind, wenn sie Gelegenheit hätten, ihr rebellisches Herz zu offenbaren. Sie ducken sich scheu und kriecherisch bei den Geißelhieben der Sorgen.

Hansel, der im Mittelpunkte der Philo'schen Erzählung steht, leidet an einem Zwiespalt in seiner Seele und geht daran zu Grunde. Von seiner nüchtern veranlagten, ergebungsvollen und gutgläubigen Mutter hat er die frommgläubigkeit ererbt; von seinem gutherzigen, freigeistigen und verbitterten Vater den Drang zum Phantasieren und zum Grübeln. Diese beiden grundverschiedenen Erbschaften können sich miteinander nicht vertragen; sie bekämpfen einander, und die junge Menschenseele reißt sich dabei



auf. Die Phantasie lähmt ihm die Tatkraft, kann sich aber nicht frei und schön entfalten, weil sie sich dem Banne einer niedrigen und engherzigen Lebensauffassung nicht zu entwinden vermag. Dem Hansel macht es, wie jedem richtigen Dorfjungen, helles Vergnügen, die Glocken zu läuten. Da der Lehrer schon zu alt und schwach ist, die Schulmagd aber keine Lust zum Läuten hat, darf Hansel jeden Abend am Glockenstrange ziehen. Der junge Träumer ist von dem Glauben durchdrungen, daß das Glockengeläut den armen Seelen im Fegfeuer von großem Nutzen sei. Ihm gruselt zwar, und er ängstigt sich manchmal halb zu Tode, wenn er an finstern Winterabenden ganz mutterseelenallein über den Kirchhof gehen und in die Kirche eintreten muß; er hat auch schon die schaurigsten Dinge dabei erlebt, und oft schon hat es ihn verjagt; aber aus Mitleid mit den armen Seelen geht er immer wieder hin, holt sich von der Schulmagd den Schlüssel und läutet, aller Furcht zum Troste fast ungebührlich lange, weil er in der Meinung lebt, daß jeder einzelne Glockenschlag den armen Seelen zu gute komme. Bei seiner Heimkehr werden ihm von der Mutter die gewohnten Püffe verabfolgt, sodaß er von einer Wand zur andern taumelt. Durch solche Behandlung, sowie durch eine sehr mangelhafte Ernährung leidet sein Nervensystem; der Hang zur Träumerei bildet sich immer weiter bei ihm aus; er sucht das Glück im Phantasieren und wird sogar zum Schlafwandler. Der Dichter hat uns hier mit liebe reichem Humor ein grausiges und dennoch ungemein anziehendes Familienbild entworfen. Indem er uns weiter erzählt von den Schicksalen der drei Personen, lernen wir durch ihn die ganze Anschauungswelt, die Sitten und Sagen, den Aberglauben und die Naturphilosophie der Dorfbevölkerung kennen. In der ganzen schlesischen Literatur gibt es kein zweites Buch, das in solchem Maße, wie Philo's „Leutenot“ eine Fundgrube bildet für Leute, die das Volksleben in Oberschlesien studieren wollen. Wenn sich der alte Fiedlerweber des Nachts in seiner Todmüdigkeit durch das Dorf schleppt, verkürzt er sich die Zeit mit der Betrachtung der Gestirne und mit dem Lauschen auf geheimnisvolle Nachtktimmen. Herrgott, was hat dieser Mann in der Nacht schon alles erlebt! Er weiß Bescheid von dem verwunschenen Schlosse im Walde; er weiß, daß sich dort Schlag Zwölf ein Tor öffnet und ein Ritter ohne Kopf mit seinem Trosse als wilder Reiter herausgesprengt kommt. Er kennt den Lärm, den diese Geisterstipperschaft verursacht, wenn sie in der Finsternis durch die Lüfte saust. Von der „Spillagritte“, von der „Mickadrulle“, besonders aber vom Feuermann weiß er zu erzählen, daß einem die Haare zu Berge stehen könnten. Der Schulze ist der Meinung, daß der Nachtwächter nie die Gedanken dort habe, wo er sie haben solle; die nächtliche Unsitlichkeit im Dorfe werde immer schlimmer, und die Spitz-



buben hätten freies Tanzen. Der Wächter findet den Mut, dem reichen Dorfbeherrscher zu entgegnen, daß es mit der Unsittlichkeit immer so gewesen sei. Er behauptet: „Herr Schulze, wir haben's grade so gemacht“.

Hier stoßen wir auf ein Thema, bei dem wir einige Augenblicke verweilen müssen. Wenn ein Städter, der das Landleben noch nicht gründlich kennen gelernt hat, in ein ober-schlesisches deutsches Dorf gerät, so kann es vorkommen, daß er in dem Glauben von dannen zieht: die Bewohner seien in gewisser Hinsicht sittlich verwahrlost. Er vernimmt zahlreiche Ausdrücke, die ihm höchst unanständig erscheinen; er hört, wie Eltern im Beisein ihrer Kinder allerlei Derbheiten aussprechen, vor denen sich ein feingebildeter Mensch entsetzt, sein ästhetisches Empfinden fühlt sich verletzt, und er wendet sich ab von solcher vermeintlichen Gemütsroheit. Die Dorfbewohner aber denken sich bei derartigen Ausdrücken und Redensarten nichts Schlimmes; sie sind wie Kinder, die in Unschuld reden. Wer unser Landvolk als ein Muster von Tugend und Sitte hinstellt, der irrt sich, oder gibt falsches Zeugnis; andererseits aber kann nicht behauptet werden, daß das Landvolk in dieser Hinsicht schlimmer sei als die Städter. Es kommt überall auf Eines heraus: Stadt und Land haben einander nichts vorzuwerfen, und im allgemeinen haben wir keine Ursache, über die sittlichen Zustände unserer Heimatprovinz ein Lamento anzustimmen. In Ostpreußen, in Pommern und in Mecklenburg soll es trauriger aussehen — wenigstens scheint dies aus den Antworten hervorzugehen, die vor einiger Zeit auf eine Rundfrage der evangelischen Geistlichen erfolgten. Das sittliche Bewußtsein ist im ober-schlesischen Landvolke scharf ausgeprägt. Wehe dem Mädchen, das ihr Kammerfenster und ihre Kammertür nicht fest genug verschlossen hielt! In den meisten Fällen wird es jahrelang, wenn nicht durchs ganze Leben, wie eine Verstoßene behandelt werden. Das arme Geschöpf wird ihr Vergehen immer wieder „vorgeschmissen“ bekommen. Die brutalste Behandlung durch Eltern und Geschwister, die sich mitgeschändet erachten, ist nur zu oft ihr Los. Auf dem Tanzboden darf sie sich nicht mehr sehen lassen; auch in der Kleidung muß sie zeigen, daß sie eine Büßerin ist. Einen Mann aber kriegt sie wie jede andere; die Hauptsache ist, daß sie ein paar Pfennige Geld hat! Doch das ganze Dorf würde in Entrüstung geraten, wenn sie wäge, als „Kranzbraut“ vor den Altar zu treten. Der Bannfluch, den die Dorfgemeinde gegen ein gefallenes Mädchen ausspricht, trifft zugleich das Kind, dessen Vater, wie der Volksmund sagt, „in der Buttermilch erossen“ ist. Als Sittenrichter ist das Landvolk zuweilen grausam. Die tragische Frage: „Was werden die Leute sagen?“ ist auf dem Lande oft furchtbar inhaltschwer.

Der Schulze schimpfte den Wächter auch aus, weil dieser zu wenig



auf die Spitzbuben achte. Er mag wohl dabei nicht so sehr an Einbrecher, als vielmehr an Diebe anderer Sorte gedacht haben. Zu den schlimmsten Krebschäden auf dem Lande gehört der Diebstahl im eigenen Hause. Ganze Wirtschaften, große und kleine, gehen daran zu Grunde. Man hat in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen dafür. Man nennt es „Auffacken“, „etwas auf die Seite machen“, „Katern“, „Katerpacksel machen“, „einen Fuchs machen“ und so weiter. Man versteht darunter, daß der Mann die Frau, oder die Frau den Mann, oder die Kinder die Eltern bestehlen. Mitunter halten die Töchter zur Mutter, die Mägde zur Frau, die Söhne zum Vater, die Knechte zum Herrn; doch kommt es auch vor, daß der Vater und die Töchter, oder die Mutter und die Söhne gemeinsam stehlen. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, kann leicht zum Hehler wandern. Mit Vorliebe werden Getreide, Garben, Heu, Flach, Obst, Geflügel und Brot entwendet. Situationen tollster Komik gibt es dabei. Schon so mancher Bauer hat für einen guten Bekannten sein eigenes Getreide zu Markte gefahren, ohne es zu wissen. Alle Mittel der List werden zum Zwecke des Betruges angewendet. Das Geld für die gestohlenen Sachen wird entweder „verschafft“ oder „verjurt“. Daß über solch einer Wirtschaft kein Segen ruht, ist erklärlich. Den Unsegen aber sucht man sich nicht auf natürliche, sondern auf unnatürliche Weise zu erklären. Bald entsteht das Gerücht, daß es beim Kirchbauer nicht mit richtigen Dingen zugehe; daß die Niedermühle in Grund und Boden verherzt sei; daß beim Pappelgärtner der Böse die Hand im Spiele habe; daß es auf dem Scholzenhofe umgehe . . . Was will man da nicht alles zu mitternächtiger Stunde gesehen und gehört haben! Und kein Mensch hat den Mut, solche Geister am Schlawittel zu fassen und solche Heeren handfest zu packen. So hat der Aberglaube seine wirtschaftlichen Schattenseiten.

Für solche Vorkommnisse macht der allgewaltige Schulze den armen Nachtwächter verantwortlich. Zum Schluß fordert er, da so große Leutenot im Dorfe herrsche, den Hansel als Hütejungen. Da Fiedler nicht Lust hat, den Jungen zum Schulzen zu geben, droht dieser, die Hypothek zu kündigen und das morsche Häuschen Fiedlers subhastieren zu lassen.

Die Leutenot! Das ist eine der traurigsten Notlagen auf dem Lande. Über ihre Ursachen und Wirkungen zu sprechen, ist hier nicht die rechte Stelle. Im dritten Kapitel des Philo'schen Buches wird viel darüber geredet. Die Bauern erörtern das Thema im Gerichtskretscham. Heiß und leidenschaftlich geht es dabei her. Der Schulze meint, an all dem Unglück sei nur die Schule schuld. Die Kinder lernen zu viel; es wird ihnen vorgeschwätzt, wie schön es draußen in der Welt sei. Da gefällt es ihnen im Dorfe nicht mehr, und sie ziehen in die Stadt. Wenn der Schulze meint,



das Dorfleben sei der Jugend zu langweilig, so hat er nicht ganz unrecht. Die Langeweile ist gewiß nicht schuld daran, daß so viele junge Dorf-  
mädchen und dörfliche Arbeiter ihr Brot in der Stadt suchen; aber man  
darf wohl annehmen, daß manches junge Blut daheim bleiben würde,  
wenn das Landleben ein klein wenig amüsanter wäre. In den meisten  
oberschlesischen Dörfern versteht man heutzutage nicht mehr so viel Spaß,  
wie in frühern Zeiten. Allerhand mutwillige Streiche, die ehemals ohne  
Gefahr verübt wurden, werden heute durch den Amtsvorsteher oder durch  
das Gericht streng geahndet. Es liegt mir fern, die rohen und gefährlichen  
Späße, die früher oft verübt wurden, in Schutz zu nehmen; etwas mehr  
Freiheit und Ungebundenheit aber wäre dem Lande schon zu wünschen.  
Nur die Arbeit bietet dem Dörfler reichlicher Abwechslung als dem Städter;  
die Erholungstage dagegen vergehen in schleppender Eintönigkeit. Wenn  
Sonntags die Arbeit und der Gottesdienst vorüber sind, wissen die Mädchen  
nicht viel anderes zu tun, als vor dem Hofstore zu stehen, oder ein paar  
Schritte aufs Feld zu spazieren. Die Burschen stehen ebenfalls vor dem  
Hofstore und gehen dann auf ein paar Stunden ins Wirtshaus, wo sie  
Schnaps trinken und mit schmutzigen Karten spielen. Während der städ-  
tischen Jugend übermäßig viel Vergnügungen beschieden sind, hat die  
Sittenpolizei und der Zelotismus dem Landvolke fast alles genommen, was  
ihm ehemals das größte Vergnügen bereitete. Der Geist der Aufklärung  
war in vieler Hinsicht höchst segensreich; doch das Landvolk hat für alles  
das, was er ihm raubte, keinen Ersatz zu schaffen gewußt. Solange der  
Naturkultus die Volksphantasie noch mehr beherrschte, feierte das Volk das  
ganze Werden und Vergehen in der Natur symbolisch mit. In dionyschem  
Rausche fühlte es sich eins mit der Schöpfung und brachte dem ewig wech-  
selnden Mysterium des Daseins in wechselnden Formen seine Opfer dar.  
Jede Jahreszeit hatte ihre besondern Festlichkeiten, auf die sich alle freuten.  
Wollte der Winter zu Ende gehen, so wurde der „Tod ausgetrieben“, und  
es begann das Sommerfingen. Heute wird dieses Singen als eine lästige  
Bettelei der Kinder betrachtet; früher erschallte das ganze Dorf von Liedern  
und Jauchzern. Dann kam das „Judensehen“, ganz nach Art der Johannis-  
feuer, das „Schmackostern“, das „Spritzen“ und „Baden“. War das eine  
Luft für alle! Denn alle waren in irgend einer Weise daran beteiligt:  
gebend und nehmend. Kam der Frühling, so holte man das erste Grün  
aus Wald und Busch und schmückte damit die Fenster und Türen zum  
Schutze gegen Heben und Unholde. Nicht lange nachher setzte man Mai-  
bäume und Pfingststangen. War die Sommersonnenwende herbeigekommen,  
so leuchteten von allen Bergen und Hügeln herab die Johannisfeuer.  
Bevor diese Feuer angezündet wurden, gabs im Dorfe ein großes Kranz-



winden. Am andern Morgen sah man alle Giebel, Fenster, Türen, Hofstore mit Sommerblumenkränzen und Kronen geziert. Quer über die Dorfstraße hingen lange Guirlanden, als sollte ein festlicher Einzug stattfinden. Wo ist das alles hingekommen? Das Landvolk hat keine Zeit und keinen rechten Sinn mehr zum Kränzewinden.

In der Ernte muß hart gearbeitet werden. Nachher aber gab es Schnitterkuchen, und die Musikanten bliesen zum Weizen- und Haferkranze. Mit dem letzten Fuder einer jeden Getreideart klang ein Jubeln und Jauchzen vom Felde herein und das Dorf entlang, als wäre dieser Erntewagen ein Hochzeitswagen. Heute geht alles ruhig, ernst und anständig zu. Der Kampf in der Natur bei Beginn des Winters bot wieder Anlaß zu symbolischem Mummelschanz. Wer denkt da nicht an den Schimmelreiter und an den Erbsenbär? Die Martinsgans und das Martinshorn (schleisch Märtahörnla) haben sich noch am längsten erhalten. Allerdings zumeist nur in den Städten. In den Herbst und in die Zeit des ersten Schneefalles fielen auch die Kirmesen. Sie werden heute noch gefeiert. Aber was ist eine heutige Kirmes im Vergleich zu einer frühern? Herr des Himmels, was wurde früher in Oberschlesien bei einer Kirmes getollt und getanzt! Selbst der Großvater und die Großmutter mußten mit — da half alles nichts. Zwei — drei Tage lang kamen die Leute aus dem Trubel nicht heraus, und die ganze Woche hindurch steckte ihnen die Kirmes in den Gliedern. O, wie puritanisch ist das Landvolk geworden! Mit der harten Winterkälte kam der Knecht Rupprecht als Nikolaus und zog als Vertreter der strafenden Gerechtigkeit von Haus zu Haus, mit unsichtbarer Hand Äpfel und Nüsse werfend. In verschiedenen Gegenden begann dann auch das allabendliche Peitschenknallen, an dem sich Knaben, Burschen und Männer beteiligten. Jeder freie Plan und Hügel im Dorfe, wo ein Nachhall oder Echo zu wecken war, wurde zum Raume harmlosester Lust. War der frohe Peitschenknall nach dem Abendläuten vorüber, fing das Christkind an, den Häusern seine Besuche zu machen. Christkindelspiele wurden aufgeführt. Und dann der heilige Abend! Schon am Morgen vor dem heiligen Abend war Peitschenknall zu hören, nachmittags wurde er lebhafter, gegen Abend knallten Schüsse durch ein Wagenrad drein. Das Knallen und Schießen wahrte fort, bis zum Abendläuten der Hirtenumzug durchs Dorf stattfand. An diesem Umzuge beteiligte sich alles, was nur eine Peitsche schwingen konnte. Musikanten zogen mit, die Bäuerinnen brachten den pflichtmäßigen Kuchen herausgetragen, und die Hirten hatten wochenlang daran zu essen. Waren in den „Zwölf-Nächten“ die Christkindelspiele vorüber, so begannen die Umzüge der heiligen drei Könige



mit ihrem Stern. Und allmählich geriet man in die Fasching — und aus jedem Hause strömte Kaffee, Pflaumenkloßel und Krapfenduft. Alle Verwandten, Nachbarn und guten Freunde gingen zur Fasching zueinander. Das Hahnschlagen an den letzten drei Faschingtagen bildete den Abschluß.

Vom Beginn des Spätherbstes bis tief in die Fasching hinein schnurrten an den langen Abenden die Spinnrädchen und klangen die Lieder der Mädchen. Frauen, Großmütter und Großväter erzählten Sagen und Geschichten. Diese Kockenstuben waren Pflegstätten der Volkspoesie. Nur wer in solcher ländlichen Welt groß geworden ist, kennt den märchenhaften Zauber der Kockenstuben. Er wirkt durchs ganze Leben in der Seele fort. Mit der sogenannten langen Nacht einer festlichen Abendmahlzeit, an der sich auch die „Freier“ der Spinnerinnen beteiligten, hörten die Spinn- oder Lichtabende auf. Die Dorshochzeiten wurden in der alten Zeit viel feierlicher als heut abgehalten. Heut entbehren die Hochzeiten jeglicher Eigenart und laufen zumeist nur aufs Essen und Trinken hinaus. Es ist langweilig geworden im oberchlesischen Dorfe, und daher hört man das junge Volk sagen und fragen: was hab' ich denn hier auf dem Lande?

Das schlesische Volk hat einen tiefen Hang zur Mystik. Das Rätselhafte, Phantastische, Schauerliche lockt es an. Es will immer wieder das Gruseln lernen. Neben den Spukgestalten der uralten Volkssagen beschäftigt es sich sehr gern mit Teufel und Hölle. Die Hölle weiß es mit danteschen Farben zu malen. Es hat starke Nerven und empfindet bei solchen Schilderungen die Wollust der Grausamkeit. Den leibhaftigen Teufel, für den es die Ausdrücke „der Biese“ oder „der Gottseibeius“ hat, läßt es sich durch keinen Aufklärungsapostel rauben. Es meint, der liebe Gott könne mit der schlechten Menschheit allein nicht fertig werden. Von Zeit zu Zeit gab's in Oberschlesien immer wieder von Teufelerscheinungen zu berichten. Vor einiger Zeit erst mußte die Polizei in Neisse den Gasthof „Zum Tiger“ und die angrenzenden Straßen sperren, weil viele Menschen behaupteten: der Leibhafte sei dort abgestiegen, und weil sich daraufhin große Menschenmassen zusammenrotteten. Kurz vorher war der Teufel in Oberschlesien einem Pfarrer begegnet, der zu einem Kranken ging. Die Aufregung, die sich damals vieler Gemüter bemächtigte, wird noch in lebhafter Erinnerung sein. Bald zeigt sich der Teufel den Menschen als bockbeiniges Ungetüm mit Kuhschwanz und Pferdefuß, bald auch als feiner Weltmann, der einen langen Mantel trägt und darunter den Pferdefuß schlau verbirgt.

Auch der Weberhansel hat viel von Hölle und Teufel erzählen hören. Seine glühende Phantasie malt sich die Qualen der ewigen Verdammnis in den schrecklichsten Farben aus. Aus Angst, daß er einst nach seinem Tode ins höllische Feuer kommen werde, bereiten ihm alle Sünden, deren



er sich schuldig fühlt, die gräßlichste Gewissensnot. Er stahl einst aus dem Garten eines Bauern einen Karnickel, nach dem er schon längst ein heißes Begehren empfunden hatte. Als der Vater das erfuhr, wurde er sehr zornig und befahl dem Jungen, das gestohlene Tier zurückzutragen und den Bauer um Verzeihung zu bitten. Die fromme Mutter hatte in solchen Fällen ein weites Gewissen. Ärgerlich rief sie:

„ . . . Herrjefersch, Man —  
Was gieht Dich dennt der Pauer ahn?  
Ju, wärsch a Kalbel, wärsch a Zickel!  
Was macht 'm Pauer a Karnickel?“

Fiedler verharret jedoch auf seinem strengen Befehle. „Ihs 's o gering — doas Tier bleibt a gestuhlten Ding, und Stehlden ihs 'ne gruße Sünde.“ Dem eigenen Kinde dürfe man keinen Diebstahl verzeihen. Hansel muß den schweren Bittgang zum Bauern tun. Er geht wie auf Nadeln. Aber die schlimmste Strafe erleidet er durch das eigene Gewissen. Wenn in der Schule vom Hasen die Rede ist, erhebt die Seele des Knaben in der Furcht, daß der Lehrer nun bald vom Karnickel sprechen werde.

„A mag de Bilder nich begucken,  
Wu Hasen und Karnickel hucken —  
Und wenn schunt Ees doas Wurt ausspricht:  
Do wird a wie a Inselflicht.“

Auf das zarte Gemüt dieses sonderbaren Knaben, den die eigene Mutter kopfschüttelnd einen „ganz verdrehten Wechselbalg“ nannte, wälzte das Schicksal eine zermalmend schwere Schuld. Nur zwei Personen sind im Dorfe, die dem Hansel ein stetes Wohlwollen bezeigen: der Pfarrer und der Schullehrer. Dem Pfarrer muß er als Ministrant am Altare dienen; dem alten Lehrer läutet er aus Gefälligkeit die Abendglocke, da die Schulmagd aus Gespensterfurcht nicht gern allein in die Kirche geht. Der junge Sohn des Schulzen, ein nichtsnutziges Kerlchen, ist aus irgend einer Ursache der Schulmagd spinnegram und will ihr einen Poffen spielen. Als er eines Abends mit dem Weberhans vom Abendläuten ans Kirchhof-türchen kommt, macht er einen teuflischen Vorschlag. Von der Schule aus führt der nächste Weg nach dem Kirchhof über einen Graben. Der Schulzenjunge war auf den Einfall geraten, gemeinsam mit den Weberhansel den steinernen Grabensteg an eine andere Stelle zu rücken, damit die Schulmagd, wenn sie die Morgenglocke läuten ging, daneben treten und in den Graben fallen solle. Hans will nicht mitmachen, aber der Gefährte



weiß ihn durch glänzende Versprechungen zur Mithilfe zu gewinnen. Mit großer Anstrengung rücken sie den Stein ein paar Fuß weit seitwärts. Am späten Abend jenes Tages wird der Pfarrer zu einem Kranken gerufen. Hans muß ihn als Ministrant begleiten. Der Dichter schildert uns nun mit starker Kunst eine aufregende Scene. Hans sieht, wie der alte Herr Pfarrer mit dem Allerheiligsten auf die kleine Kirchhofsür zugeht. Eine beispiellose Angst erfaßt ihn, und dennoch wagt er nicht, dem Pfarrer zu sagen, daß der Steg sich nicht mehr an der alten Stelle befinde. Er darf ja in Gegenwart der Monstranz nicht reden. Das ist streng verboten. Und er sieht, wie der alte Herr daneben tritt und mit dem Allerheiligsten hinfällt. Wie Philo nun den Seelenzustand und das Gebahren des von furchtbaren Selbstanklagen zermarterten Knaben schildert, das ist in psychologischer und künstlerischer Hinsicht meisterhaft. Der bereits gebrechliche Pfarrer kränkelt seit dem Unglücksabend und stirbt kurze Zeit darauf. Hansel ist überzeugt, daß er seinen Wohltäter umgebracht und zugleich eine untilgbare Todsünde wider das allerheiligste Sakrament verübt habe. Er fühlt sich als ein Mörder und ein ewig Verfluchter. Das Leben wird ihm zur Hölle; graufige fraßenhafte Wahngebilde peinigen ihn bei Tag und Nacht. Im Wachen und im Traume hat er das Phantom des Teufels vor sich. Wie ein Proteus nimmt es die verschiedenartigsten Gestalten an und wartet nur auf Hansels Tod, damit es ihn ewig peinigen kann. Ach, und der arme Weberjunge hängt doch mit ganzer Seele am Leben! Sogar draußen in der Natur schreit ihm die Schilderfrähe entgegen: „Starb, starb, starb, starb! . . .“ So wird der unglückliche Knabe von den Gewalten eines mythischen Volksglaubens und von den Zerrgebilden seiner Phantasie hin- und hergehetzt, bis sein Vater stirbt und das Weberhaus abbrennt. Der Schulze wird sein Vormund. Er nimmt den Hans zu sich in Dienst und macht ihn durch Hiebe, Püffe und Scheltworte zum geistigen und körperlichen Krüppel. Der Knabe wird krank, und im Fieberwahn schreit er aus Angst vor dem Tode. Er käme ja, wenn er stürbe, auf ewig in die Hölle. Als er genesen ist und wieder zum Schulzen zurückkehren soll, flüchtet er in die Welt und wird ein Walzbruder, ein Bettler. Als er schon gänzlich heruntergekommen ist, findet er Aufnahme in der von Franziskanern geleiteten Arbeiterkolonie Hohenhof. Dort findet er zwar Frieden, doch seine Lebenskraft und seine Seelenstärke sind gebrochen, und der Dichter schildert mit graufiger Folgerichtigkeit, wie das durch Hunger, schlechte Erziehung, Spuk- und Wahngewalten und rohe Behandlung zerrüttete junge Leben sein Ende findet. An diesem trostlosen Menschenleben lernen wir die Wahrheit des Lessingschen Wortes erkennen: „Das Gewissen ist doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt“.



Allzureich ist das Buch an furchtbarer Tragik — allzureich, als daß es ein schlesisches Volksbuch werden könnte. Aber eine große, prachtvolle Künstlertat stellt es dar, wenn ihm auch der Mangel anhaftet, daß die geschilderten Begebenheiten zu sehr auseinander flattern und den notwendigen innern Zusammenhang vermissen lassen. In der Form erinnert die Dichtung lebhaft an die großen Dichtungen aus der romantischen Schule, denen ebenfalls zumeist die innerliche Konzentration fehlt. Aber jedes einzelne Kapitel bildet für sich eine abgerundete bewundernswerte Dichtung. Hier offenbart sich ein künstlerisches Können, wie es bisher noch kein schlesischer Dialektdichter bekundet hat. Einen dauernden Platz in der heimatischen Literatur wird das Buch schon deshalb behaupten, weil es, wie gesagt, eine schier unerschöpfliche Fundgrube bildet für die Erforscher deutsch-oberschlesischen Volkstums.

Zum Schluß sei noch einer merkwürdigen Begebenheit gedacht, die sich vor einigen zwanzig Jahren im Heimatsdorfe des Dichters abgespielt hat, und von der uns ein Kapitel in der „Leutenot“ fesselnd erzählt. Sie zeigt uns das ober-schlesische Volk von einer besondern Seite. Es handelt sich hier um eine Läutenot. Als Nachfolger des alten Schullehrers, der bald nach dem Pfarrer gestorben war, kam ein junger Lehrer, dem die figural-Musik zu unkirchlich erschien, und der mit Leib und Seele Cäcilianer war. Die angesehensten Bauern, die bisher dem lieben Gott zu Ehren auf dem Chore musiziert hatten, konnten hinfort ihre Instrumente verstauben und verrosten lassen. Es wurde nur noch gesungen. Die Dorfleute verstanden diesen Gesang nicht, sie konnten sich nicht daran erbauen. Da begannen sie zu murren und scheel zu blicken; das Chor blieb leer, und viele Bauern erklärten sogar, daß sie nicht mehr in die Kirche gehen wollten. Sie gingen in die Kirchen der Nachbarorte, in denen es noch heiter und feierlich wie im ewigen Leben zunging. Der neue Lehrer mit seinen musikalischen Schrullen bildete das Dorfgespräch. Sein Ansehen litt; die Kinder hörten's von den Eltern: Der will uns luthersch machen! Er wurde auf der Straße nicht mehr begrüßt. Der Zwiespalt artete in Zwietracht aus. Das ganze Dorf verschwor sich gegen den Lehrer. Die Bauern, der Krämer, der Bäcker, der Fleischer verkauften ihm nichts mehr; sein Acker blieb brach liegen; die Fenster wurden ihm eingeworfen; er mußte sich nächtliche Katzenmusik anhören.

Dem Dichter scheint der Vorwurf gemacht worden zu sein, daß er hier in der Schilderung ländlicher Zustände übertrieben habe; denn er nahm während eines Vortrages in der „Gesellschaft für schlesische Volkskunde“ Gelegenheit, sich folgendermaßen zu äußern: Ich muß erklären, daß ich mich in jener poetischen Schilderung streng an die Wirklichkeit gehalten habe. Zur Charakterisierung des ober-schlesischen Volkes in diesen Dingen führe



ich folgendes Erlebnis an. In meinem Heimatsdorfe war die Tochter des Kirchenvorstehers, eines heftigen Anti-Cäcilianers, gestorben. Der cäcilianisch gesinnte Lehrer ging mit seinem Schulfängerchor vor das Sterbehaus „aus-singen“. Dort traf er einen Musikchor aus dem Nachbardorfe, den der Kirchenvorsteher bestellt hatte. Als der Geistliche mit seinen Gebeten fertig war, begann ein regelrechter Sängerkrieg. Die Disharmonieen wirkten entsetzlich, und der Pfarrer beschwor die fremden Musikanten mit beiden Händen aufzuhören. Die einheimische Kunst hatte gesiegt. In der Kirche trafen die beiden Musikchöre wieder zusammen. Der Lehrer teilte seinen Sängern sein cäcilianisches Requiem aus. Der Musikdirigent aus dem Nachbardorfe übergab seinen Leuten und den mit Instrumenten ausgerüsteten Bauern ein figural-Requiem mit Pauken und Trompeten. Beide Parteien begannen gleichzeitig loszumusizieren. Der Lehrer auf der Orgelbank spielte, da er überblasen wurde, mit vollen Registern. Da begab sich der Dorfschulze hinter die Orgel und sagte zum Bälgetreter und Gemeindevoten: „Vetter Klemens, geht Ihr heute einmal nach Hause“. In einer Minute stand die Orgel still, und der Lehrer hatte aus Luftmangel den Kampf verloren. Das figural-Requiem wurde zu Ende geführt, und die Trauerleute sagten auf dem Heimwege: „Das war doch heute wieder einmal ein Begräbnis! Das läßt man sich eher gefallen“ . . . Diese Konflikte, die ich in schwächerer Form auch noch in andern Gegenden unsers schlesischen Ländchens kennen gelernt habe, zogen sich in meinem Heimatdorfe über ein Jahrzehnt lang hin, bis sich der Lehrer zu allerlei Zugeständnissen bereit erklärte. Solche Vorkommnisse lassen uns die interessantesten Einblicke in die Volksseele tun.


## Volksbildungsbestrebungen und Volksbildungsveranstaltungen.

Von

Adolf Schiller, Bresla.

### III.

#### Volksbildungsvereine.<sup>1)</sup>

olkschule und Volksbildung haben seit dem deutschen Einheitskriege einen großen Aufschwung und Fortschritt zu verzeichnen. Es gibt wohl nur noch wenig Gebildete, welche im verborgenen Kämmerlein des Herzens diesem wichtigen Kulturfaktor Stillstand oder Rückgang wünschen.

<sup>1)</sup> Siehe Jahrgang II, S. 116 u. ff., wo die Volksschule und die Fortbildungsschule behandelt werden.



Die Zeit, welche der Mann des Volkes der Schulung seines Geistes widmet, ist kurz bemessen. Die Volksschule kämpft zum großen Teil mit äußerlichen Widerwärtigkeiten, Vorurteilen und Beschränkungen aller Art. Ihre Kraft kann sie durch die Kämpfe mit diesen Feinden nicht nach Vermögen entfalten. Der Erfolg ihrer Arbeit wird von den äußerlichen mehr oder weniger günstigen Verhältnissen beschränkt. Sie vermag darum nur die elementare Grundlage der Bildung zu vermitteln. Selten erweitert die Fortbildungsschule den in einfachsten Umrissen fertigen Bau, denn ihre Verbreitung beschränkt sich auf die großen, leistungsfähigen Orte. Die Erwachsenen leiden an geistigem Nahrungsmangel, an geeigneten Bildungsmitteln, die durch Darreichung der vorhandenen Bildungstoffe die Hungrigen speisen. Vom dunklen, unbefriedigten Drange zum rechten Bewußtsein steigert sich der Hunger bei den Vertretern des Volkes, welche berufen sind, in Gesetzgebung und Selbstverwaltung der Gemeinden als tätige Volksglieder hervorzutreten, die als Beisitzer der Gewerbegerichte, als Schöffen der Schöffengerichte und als Geschworene der Schwurgerichte bestimmt sind, verantwortliche, gerechte Urteile zu fällen. Amtsvorsteher, Standesbeamte, Waisen- und Kirchenräte, Vereinsvorsitzende u. dergl. m. werden ihren Aufgaben nur dann gerecht, wenn sie den Mitmenschen wirkliche Ratgeber und Helfer bedeuten. Auch die Volksglieder, welche still ihrem Berufe nachgehen, weder links noch rechts von ihrer Arbeit ausschauen, bleiben vor manchem Schaden bewahrt, wenn sich der rechte Mensch ihrer geistigen Weiterbildung annimmt. Wer die Kurpfuscher-, Geisterbeschwörer- und ähnlichen Prozesse, welche die Zeitungen berichten, verfolgt hat, der weiß, wie gering noch die Verstandes-Bildung des Volkes ist, auf welchem niedrigerem Niveau dieselbe sich befindet und wieviel noch zu ihrer Hebung geschehen müßte. Die Männer, die diese Aufgabe als ihr eigenes Schuldkonto dem Volke gegenüber erkannt und gewürdigt haben, gründeten Vereine, welche das gemeinsame Ziel ins Auge faßten, das Professor Virchow so schön vorgezeichnet hat, wenn er schreibt: „Die Nation muß notwendiger Weise dahin geführt werden, daß eine Verständigung ermöglicht, daß die innere Entwicklung, die geistige Arbeit des Volkes fortan auf gemeinschaftlichen Grundlagen weitergeführt werde. Es ist ganz unmöglich, daß eine heilvolle Entwicklung zu stande kommt, wenn die verschiedenen Teile des Volkes mit ganz verschiedenen Ideen erfüllt sind; daher meine ich, müssen wir mit allen Kräften darnach streben, daß die Wissenschaft Gemeingut wird und zwar nicht bloß auf dem nun allerdings schon weit verfolgten und gewiß segensreichen Wege der sogenannten Popularisierung, sondern auch auf dem Wege der rationellen Erziehung.“ Diese Vereine sammeln sich alle, wie verschieden auch ihr Name sein



kann, unter der gemeinsamen Fahne, die die Inschrift trägt: „Bildungsvereine“.

Die Heimat der Bildungsvereine ist die „freie“ Schweiz. Hier erblickte der erste Volksebildungsverein im Jahre 1777 das Licht der Welt. Sein Name war: „Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen“, sein Geburtsort: die Stadt Basel. Nichts vermochte seinen Lebensnerv zu unterbinden und mit vermehrter Kraft entwickelt er in der Gegenwart auf allen Gebieten der Volksebildung eine außerordentliche Tätigkeit. Kleinkinderschulen, Volksschulen, Fortbildungsschulen, Fortbildungskurse, Volksebibliotheken, Bücherhallen, Museen u. dergl. m. verdanken ihm in großer Zahl Entstehung und Förderung. Dreiunddreißig Jahre später bildete sich in Zürich die „Gesellschaft für Gemeinnützigkeit“, welche ähnliche Zwecke verfolgte und sich dieselben Ziele steckte wie die holländischen „Maatschapij tot nut van't algemeen“ und die belgischen „liques d'enseignement“. Lord Brougham war es, der in England in dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Bildungsvereine unter dem Namen „mechanics institutes“ ins Leben rief und im Anschluß an dieselben Lesezimmer und Volksebibliotheken gründete. Diese Schöpfungen haben in allen englischen Kolonien Nachahmung gefunden. Die höchste Stufe der Entwicklung und Blüte ist von ihnen in Amerika erflommen worden. Das Geburtsjahr der deutschen Institutionen dieser Art fällt in das dritte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Die ersten derselben hatten den Zweck, den Mitgliedern derselben gewisse politische Anschauungen zu vermitteln. Die Namen der Gründer sind zum Teil aus der Geschichte und Politik bekannt. Die politischen Vereine waren ins Leben getreten. Das folgende Jahrzehnt begünstigte durch Erfindungen aller Art die Entwicklung der deutschen Industrie. Der Handwerker vom „alten Schlage“ vermochte mit den steigenden Anforderungen der neuen Zeit nicht gleichen Schritt zu halten. Er war der Benachteiligte, der Schwächere in dem Konkurrenzkampfe, der zwischen Handwerk und Industrie entbrannte. Die ungeahnte Verschiebung der sozialen Verhältnisse erfüllte Volksefreunde mit Bangen. Sie gründeten Gewerbevereine, um die Mitglieder derselben geistig zu fördern, sie mit den Erfindungen bekannt zu machen und sie zu belehren, auf welche Weise diese neuen Mächte in den Dienst des Handwerks zu stellen seien. Neben den Vereinen, welche der sozialen Not zu steuern suchten, bildeten sich patriotische, kirchliche und wissenschaftliche Vereinigungen. So verschieden sich auch ihr Gewand und Schild äußerlich präsentiert, verdanken doch alle ihre Gründung den Bemühungen, den Bildungsgrad der Volksemasse zu steigern. Das vierte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war für die Entwicklung des Vereinswesens keine günstige Epoche. Die Vereine öffneten zum Teil der



Politik ihre Sitzungssäle. Der auf diese Seite ihrer Tätigkeit aufmerksam gemachte Staat beobachtete mit scharfem Auge jede liberale politische Welle, löste im Jahre 1850 den größten preussischen Gewerbeverein, den „Berliner Handwerkerverein“, auf und unterstützte die von vaterländischen und kirchlichen Strömungen beherrschten Vereinigungen. Eine Klärung und Änderung der Lage trat in dem sechsten Jahrzehnt ein, und das Jahr, in welchem der deutsche Einheitskrieg sein Ende erreichte, bezeichnet den Beginn eines gewaltigen Aufschwungs in dem Vereinswesen Deutschlands. Auch Österreich regte sich mächtig. Nach der Gründung des „Vereins für gemeinnützige Kenntnisse“ in Prag entstand 1870 der „Steierische“, 1872 der „Oberösterreichische“, 1885 der „Niederösterreichische“ in Krems und 1886 der „Wiener Volksbildungsverein“. Die letztgenannte Vereinigung hat sich besonders um das Volksbibliothekwesen in Österreich ein großes Verdienst erworben.

Bei der Gruppierung der Volksbildungsvereine im weiteren Sinne wollen wir von den Vereinigungen absehen, welche ganz einseitige Tendenzen haben. Die Vereine, die auf dem fruchtbaren Boden der praktischen Lebensauffassung entstanden, sind die Arbeiter-, die Gewerbe- und Handwerkervereine. Vaterländische Tendenzen atmen die Krieger- und Turnvereine. Jünglings- und Gesellenvereine vertreten die Anschauungen religiöser Strömungen. Die Volksbildungsvereine im engeren Sinne sind bemüht, die Vereinigungen aller Richtungen zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen. Die Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine nahmen im sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung, verwandelten sich aber nach Lassalles Auftreten zum größten Teil in „sozialdemokratische Agitationsherde“. Durch die erfolgreiche Tätigkeit des Dr. Hirsch wurden sie in neue Bahnen gelenkt. Ihre Mitglieder suchen sie fast ausschließlich unter den Lohnarbeitern aller Berufsweige. Das Ziel derselben ist: durch Zusammenkünfte und gemeinschaftliche Ausflüge die Angehörigen der Mitglieder zusammenzuführen, bekant zu machen und dadurch Annäherungen einzelner Familien zu vermitteln. Die Vergnügungen haben die Bestimmung, der Verschönerung und Erheiterung des mühevollen Lebens Rechnung zu tragen. Die Verbreitung allgemeiner Bildung wird durch Vorträge, Besprechungen, Unterricht, Bibliothek und Lesezimmer erstrebt. Dem Zusammenschluß der selbständigen Gewerbetreibenden eines Ortes verdanken die Gewerbevereine ihre Entstehung. Dieselben verpflichten die Mitglieder zur Beachtung der Bestimmungen, welche die einzelnen Verbände in Bezug auf das Lehrlings- und Gesellenwesen vereinbart haben, erziehen die jugendlichen Berufsgenossen zu Sitte und Anstand, versuchen ein gutes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu begründen



und zu erhalten und sorgen für Hebung und Erhaltung des Kleingewerbes. Viele von ihnen suchen auch ihre Mitglieder durch Vorträge und Besprechungen, Bibliotheken und Zeitschriften zu fördern. Größere Verbände geben eigene Zeitschriften heraus; solche sind: „Das hannoversche Gewerbeblatt“, „Gewerbeblatt für die Provinzen Ost- und Westpreußen“, „Die Gewerbeschau“, u. a. — Schon im griechischen und römischen Altertume bestanden Vereine von Handwerkern, welche die allgemeine und die Berufsbildung der Mitglieder zu heben suchten. Das Mittelalter kennt sie unter dem Namen „Zünfte“. Die Neuzeit wandelte sie in Handwerkervereine um. Der größte derselben ist der bereits genannte, im Jahre 1844 gegründete Berliner Gewerbeverein, welcher vorbildlich für die Brudervereine geworden ist, indem er von jeher seine Mitglieder geistig und sittlich durch Mitteilung von Fachkenntnissen und Erfahrungen, durch Vorträge und Bibliothek zu fördern suchte. Seine Fortbildungsschule kann auf eine vieljährige Tätigkeit zurückblicken. Der Zusammenschluß sämtlicher Handwerkervereine erfolgte 1883 auf dem Handwerkerfeste in Hannover unter dem Namen „Allgemeiner Deutscher Handwerkerbund“. Das Organ des Handwerkerbundes ist die „Allgemeine Handwerkerzeitung“. Die Pflege des Patriotismus stellen die Kriegervereine in den Vordergrund ihrer Vereinstätigkeit. Dieselben sind nicht die letzten Reste der mittelalterlichen Waffenfähigkeit der Bürger, sie entwickelten sich vielmehr aus den Vereinen, welche 1839 im Regierungsbezirk Liegnitz von ehemaligen Soldaten zu gemeinsamer Gedächtnisfeier an die Dienstzeit und zur Pflege der Vaterlandsliebe gegründet wurden. Die Kriege von 1864 und 1866 lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben, und nach dem Kriege von 1871 bildeten sich aller Orten Kriegervereine, die aber der einheitlichen Leitung entbehrten. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es endlich am 2. Juni 1884, die langersehnte Vereinigung aller Kriegervereine herbeizuführen. Es bildete sich „Der deutsche Kreisriegerverband“ mit 400 Vereinen und 75 000 Mitgliedern. Die Aufgaben, welche sich die deutschen Kriegervereine gestellt haben, sind: Militärische Begräbnisfeier der Kameraden, Pflege der Liebe zu Kaiser und Reich, Unterstützung nothleidender Kameraden und Erweiterung der Bildung der Mitglieder durch Vorträge, Bibliotheken und Zeitschriften. Die bekanntesten Fachschriften des Vereins sind: „Der deutsche Kriegerbund“, Jittau; „Deutsche Kriegerzeitung“, Sondershausen; „Der Kamerad“, Dresden.<sup>1)</sup> — Das Ziel, evangelischen Arbeitern und Handwerkern Gelegenheit zu bieten, sich in den freien Stunden anregend zu beschäftigen und geistig zu bilden, das Wirtshausleben und „lockere“

<sup>1)</sup> Selle, Die Krieger- und Landwehrvereine in Preußen.



Gesellschaft zu meiden, haben sich die Jünglingsvereine gesteckt. Diejenigen von ihnen erfreuen sich des meisten Zuspruchs, welche nicht einseitig die religiöse Seite hervorkehren, sondern der jugendlichen Fröhlichkeit und dem Bedürfnis nach geistiger Unterhaltung und Bildung Rechnung tragen. Als Gründer des ersten Jünglingsvereins ist der Pastor Döring in Elberfeld zu betrachten, der 1824 die ersten Versammlungen ins Leben rief. Die Förderung dieser Bildungs- und Bewahrungsarbeit ließen sich hervorragende Geistliche angelegen sein, und es entstanden mit ihrer Hilfe 1848 der „Rheinisch-Westfälische Jünglingsbund“, 1856 der „Östliche Jünglingsbund“ und 1880 „Der Nördliche Jünglingsbund“. Alle zusammen umfassen 374 Vereine mit 17000 Mitgliedern. Daneben bestehen die nach amerikanischem Muster gegründeten „Christlichen Vereine junger Männer“, die nur die religiöse Bildung der Jugend im Auge haben. Das Organ der evangelischen Jünglingsvereine ist der „Bundesbote“, Gütersloh.<sup>1)</sup> — Auf konfessionell-katholischem Boden sind die Gesellenvereine erwachsen.<sup>2)</sup> Ihr Begründer ist der Domvikar Kolping, der als ehemaliger Schuhmacher genau die Bedürfnisse der Bevölkerungsklasse kannte, deren Glieder er als Mitglieder des ersten in Elberfeld gegründeten Gesellenvereins aufnahm. Aufgenommen wird jeder katholische Geselle ledigen Standes. Er erhält auf der Wanderschaft von dem jeweiligen Lokalverein freie Herberge und Kost. Ein Recht auf diese Unterstützung steht ihm jedoch nicht zu; er soll sie nur in Anspruch nehmen, wenn es ihm durchaus nicht möglich ist, Beschäftigung zu finden. Die Hauptaufgabe besteht in der Förderung eines streng katholischen Lebenswandels, nebenbei werden auch nützliche Kenntnisse verbreitet. Die Zahl der katholischen Gesellenvereine beläuft sich auf ungefähr 600 mit 90000 Mitgliedern. Die Organe derselben heißen: „Der Arbeiterfreund“, München, die „Rheinischen Volksblätter“, Köln. —

Als die ersten Vereine, deren Hauptzweck in einer ausgedehnten Verbreitung allgemeiner Bildung bestand, sind die Humboldt-Vereine zu nennen. Anregung zur Begründung derselben gab der Naturforscher Emil Adolf Roßmäßler in dem von ihm in den Jahren 1859—1866 herausgegebenen naturwissenschaftlichen Volksblatte „Aus der Heimat“.<sup>3)</sup> Roßmäßler, geboren 1806 in Leipzig, hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet, doch übten die naturwissenschaftlichen Kollegia mehr Anziehungskraft auf ihn

<sup>1)</sup> Krummacher, Die evangelischen Jünglingsvereine. Gütersloh.

<sup>2)</sup> Krönes, Winke und Ratschläge bezüglich der Gründung und Leitung eines katholischen Gesellenvereins. Paderborn.

<sup>3)</sup> Roßmäßlers Selbstbiographie „Mein Leben und Streben im Verkehr mit der Natur“ gab Auf heraus. Hannover.



aus. Er wurde 1827 Lehrer in Weida und 1850 Professor der Naturgeschichte an der Akademie der Forst- und Landwirte in Tharandt. Im Jahre 1848 von einem sächsischen Wahlkreise in das deutsche Parlament gewählt, hielt er sich zur Linken und folgte nach Auflösung des Parlamentes dem Kumpfparlament nach Stuttgart. Dieser letzte Schritt brachte ihm den Verlust seiner lehramtlichen Stellung. Er zog sich 1850 nach Leipzig zurück. Von hier aus bereifte er als erster naturwissenschaftlicher Wanderlehrer die deutschen Gaue und weckte durch seine fesselnden und hinreißenden Vorträge Liebe zu der Natur und den Naturwissenschaften. Am 8. April 1867 ereilte ihn der Tod in seiner Vaterstadt nach einem für das Volkwohl und die Volksebildung arbeitsreichen Leben. Von den auf seine Anregung nach Alexander von Humboldt benannten Humboldt-Vereinen besteht heut noch der „Humboldt-Verein für Volksebildung“ in unserer Provinzialhauptstadt Breslau. Alle Schlesier interessiert gewiß die rege und erfolgreiche Tätigkeit dieses Vereins in dem Maße, daß wir uns verpflichtet fühlen, auf seine Wirksamkeit, die auf die Verbreitung von „Aufklärung und Gesittung und auf die Pflege edler Erholung und Geselligkeit“ gerichtet ist, etwas näher einzugehen. Zudem sind die Mitteilungen geeignet, oberschlesischen Bildungsvereinen vielleicht neue Gesichtspunkte für ihre gemeinnützige Volksebildungsarbeit zu geben. Aus dem dreiundzwanzigsten Jahresberichte<sup>1)</sup> des „Humboldt-Vereins für Volksebildung“ für das Vereinsjahr 1901/2 entnehmen wir, daß der Verein auf eine dreiundzwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken kann, welche sich von Jahr zu Jahr eines gedeihlichen Fortschrittes erfreut und die stattliche Zahl von 2506 Mitgliedern sein eigen nennt. Der Beitrag des einzelnen Mitgliedes betrug mindestens zwei Mark. Das verstorbene Ausschuß-Mitglied J. Hirschel hat seine Anhänglichkeit an den Verein durch letztwillige Zuwendung der Summe von 1500 Mark betätigt, so daß das Vereinsvermögen die Höhe von 6689,58 Mark erreicht hat. Vorsitzender ist Professor Dr. Gärtner, Monhauptstraße 16, der jederzeit Anmeldungen neuer Mitglieder entgegennimmt. Die Veranstaltungen, die der Verein zur Erreichung seines Zieles trifft, sind folgende: 1. Sonntagsvorträge, für jedermann unentgeltlich zugänglich. Für die Mitglieder bleiben bis kurz vor Beginn derselben die Plätze vor dem Redner vorbehalten. 2. Mitglieder-Versammlungen, nur für Mitglieder oder deren Angehörige bestimmt. Die Tagesordnung derselben enthält Vorträge, außerdem werden Fragen der Mitglieder aus den verschiedenen Wissensgebieten beantwortet. 3. Cyklische

<sup>1)</sup> „Dreiundzwanzigster Jahresbericht des Humboldt-Vereins für Volksebildung in Breslau für das Vereinsjahr 1901/1902“ und „An unsere Mitbürger“, Flugchrift.



und einzelne Vorträge nur für Mitglieder und deren Angehörige, zum Teil mit Demonstrationen. Im letzten Winter wurden drei solcher Cyklen und zwei Einzelvorträge gehalten. 4. Vorstadtvorträge, die besonders den arbeitenden Klassen der Bevölkerung zu gute kommen wollen. 5. Die Akademie des Humboldt-Vereins bietet denen, die ihr Wissen bereichern und vertiefen wollen und sonst keine Gelegenheit haben, Universitätsvorlesungen zu hören, während der Abendstunden akademische Vorlesungs-Cyklen und Lehrkurse. Mitgliedern werden sie zu besonders ermäßigten Preisen gewährt. Die Volksakademie wurde 1897 eröffnet, bot im letzten Winter 50 Cyklen und Kurse und war von über 2500 Zuhörern besucht. 6. Volksunterhaltungsabende, die gegen geringes Entgelt künstlerische und belehrende Unterhaltung gewähren. Die vier im letzten Winter veranstalteten waren wie die früheren sehr gut besucht. 7. Dichter- und Tonkünstler-Abende, die bei geringem Eintrittsgelde das Verständnis unserer bedeutenden Dichter und Tonkünstler und ihrer Werke vermitteln. Es fanden in dem letzten Winter neun Abende statt, die stark besucht waren und stets den Wunsch nach Wiederholungen anregten. 8. Volks-Theatervorstellungen im Thalia-Theater zu sehr ermäßigten Preisen. Die acht im letzten Winter veranstalteten waren stets ausverkauft. 9. Sonntags-Unterhaltungs-Abende für Handwerkerlehrlinge finden unter Leitung eines städtischen Lehrers jeden Sonntag von 7 bis 9 abends statt und bieten Vorträge, Gesänge, Deklamationen und kleine dramatische Aufführungen bei freiem Eintritt, dazu noch die Benützung einer reichhaltigen Bücherei. Im letzten Winter nahmen an dreiundzwanzig Abenden 1448 Personen teil. 10. Das Volksheim, das dazu bestimmt ist, dem wenig bemittelten Mitbürger und seiner Familie nach des Tages East und Hitze eine Erholungsstätte zu bieten, die ihm weder das Wirtshaus noch seine beschränkten Wohnräume immer in geeigneter Weise gewähren können. Das Volksheim wurde am 19. März 1900 eröffnet und befindet sich im ersten Stock des Hauses Anderßenstraße 31. Es enthält ein Lesezimmer, in dem sämtliche Breslauer Zeitungen und eine Anzahl von Zeitschriften ausliegen, ferner einen größeren Raum zu Vorträgen oder Lehrkursen und endlich einen Erfrischungsraum. Im Volksheim werden einfache Eßwaren und Getränke vom Vereine zu billigen Preisen gewährt, ohne daß jedoch irgendwelcher Zwang besteht. Es ist Wochentags von 9 Uhr vormittags bis abends 9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr, Sonntags von 9 Uhr vormittags bis 10<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends für jedermann unentgeltlich geöffnet. Im letzten Winter, in welchem das Volksheim von nahezu 14 000 Personen besucht war, fanden regelmäßig Sonntags, zuweilen auch an den Wochentagen abends Vorträge oder Vorlesungen, ab und zu auch Vortragscyklen statt, die gut besucht und beifällig aufgenommen wurden. 11. Museums-



führungen. Um den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, die Schätze der Breslauer Museen unter sachkundiger Leitung genauer kennen zu lernen, werden öfter Führungen veranstaltet, deren Teilnehmer in Gruppen zu etwa vierzig Personen Zutritt haben. Im letzten Winter wurden vier Führungen im Kunstgewerbe-Museum veranstaltet. 12. Teilnahme an Orchester-Vereins- und Singakademie-Konzerten. Um den Mitgliedern den Besuch größerer Konzerte und den Genuß bedeutender Musikwerke zu ermöglichen, werden mit den beiden Instituten Abkommen getroffen, nach denen den Mitgliedern des Vereins und ihren Angehörigen billigere Preise gewährt werden. Diese Einrichtung bewährte sich im letzten Winter bei acht Konzerten des Orchester-Vereins und bei vier Generalproben größerer Musikwerke.

Die bisher genannten Vereine haben sämtlich die Hebung der Volksbildung in ihr Programm aufgenommen. Ihr Wirkungskreis beschränkt sich fast ausschließlich auf die Städte und ihre allernächste Umgebung. Das platte Land kannte kaum ihre Existenzen. Den einzelnen Vereinen fehlte wiederum jede gegenseitige Berührung und Förderung. Einen Zusammenschluß aller Bildungsvereine sucht die über ganz Deutschland verbreitete „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ herbeizuführen. Daß ein solcher Zentralverein in der Tat ein langersehtes Bedürfnis war, dürfen wir wohl aus der Tatsache folgern, daß im Gründungsjahre der Gesellschaft 152 Vereine und 1299 Personen beitraten, und daß sie nach einer segensreichen fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit im Jahre 1896 34 Arbeitervereine, 136 Bildungsvereine, 93 Bürger-, 205 Gewerbe-, 68 Handwerker-, 76 Kaufmännische, 71 Lehrer-, 59 Gewerk-, 27 Landwirtschaftliche und industrielle, 15 Beamten-, 18 Wissenschaftliche, 18 Gemeinnützige, 80 Vereine verschiedenen Namens, 87 Genossenschaften und 39 Magistrate und Gemeinde-Vertretungen, insgesamt also 1075 Körperschaftliche Mitglieder und 2756 persönliche Mitglieder umfaßte. Den Einnahmen von 1327 878,19 Mark standen in den Jahren von 1871—1895 1 254 013,43 Mark Ausgaben gegenüber. 136 Vereine und 286 persönliche Mitglieder unserer Heimat-Provinz Schlesien hatten sich vor 1896 bereits an die Gesellschaft angeschlossen und die Stadt Kattowitz war eine der ersten Gemeindebehörden, welche die Bemühungen der Gesellschaft unterstützten. Der Vater des Gedankens, diese Zentrale für alle Bildungsvereine zu gründen, war der am 19. September 1836 zu Berlin geborene Gymnasiallehrer Leibing, der seit 1864 als Oberlehrer an der Realschule zu Elberfeld wirkte. Das Leiden, welches seinen Körper in dem Feldzuge von 1870/71 angegriffen hatte, vergrößerte sich so, daß er seine Stellung aufgeben mußte. Hand in Hand mit dem gleichgesinnten Fabrikbesitzer Kalle in Biebrach am Rhein arbeitete er unter Aufbietung seiner Kräfte an dem gesteckten Ziele.



Berühmte Parlamentarier und andere verdiente Männer, wie Schulze-Dehnsch, Dr. A. Brehm, Dr. Max Hirsch, Oberbürgermeister Miquel, Professor von Virchow und viele andere waren bald für die treffliche Idee gewonnen und unterzeichneten den von Leibing Mitte März 1871 verfaßten und in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Aufruf zur Gründung einer „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, in dem es u. a. heißt: „Die großen Errungenschaften dieser Tage würden wir schon jetzt an ihrer Wurzel untergraben, wenn wir uns durch sie zu eitler Selbstbespiegelung verleiten ließen. Der wiedergewonnene Frieden muß uns zur ernstesten Selbstprüfung und zu erneuter Aufnahme der Kulturarbeiten bereit finden, die der Krieg gewaltsam und wider unseren Willen unterbrochen hat. Hier steht in erster Linie die Arbeit an der allgemeinen Volksbildung. Seitdem die erste gesetzgebende Versammlung Deutschlands aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgeht, ist die Freiheitsfrage zu einer Frage der Bildung der Massen geworden. . . Zwar ist bei uns in Deutschland schon manches in dieser Richtung geschehen. . .“ Aber die Tätigkeit der Bildungsvereine „beschränkt sich bis jetzt meist auf große und wenige Mittelstädte“ und die Vereine „stehen untereinander in keinem Zusammenhange, so daß es zur Zeit unmöglich ist, gemeinsame Erfahrungen zu verbreiten und sich gegenseitige Unterstützung in den gleichen Bestrebungen zu leisten. . .“ Das Statut der 1871 gegründeten Gesellschaft vom Jahre 1875 bezeichnet als ihren Zweck: „Der Bevölkerung, welcher durch die Volksschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht werden, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in Gemeinde und Gesellschaft zu versehen und zu erfüllen.“ Zur Erreichung des gesteckten Zieles hat sich die Gesellschaft folgende in Satz II bezeichneten Aufgaben vorgeschrieben: „1. Besprechung von Fragen der freien Volksbildung in öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft. 2. Förderung und Unterstützung der bestehenden Bildungs- und ähnlichen Vereine, Mitwirkung bei Gründung von Fortbildungsschulen, von Büchersammlungen, Lesezimmern u. dergl., bei Beschaffung von Lehrkräften, Vermittelung von Vorträgen und bei allem, was sonst zur Erreichung der Vereinszwecke wünschenswert ist. 3. Belebung des Interesses für die Aufgaben der Volksschule und des Sinnes für zeitgemäße Entwicklung derselben, insbesondere auch der Fortbildungsschule. 4. Hinwirkung auf eine Verbindung solcher Vereine, welche sich die Hebung der Volksbildung zur Aufgabe gemacht haben. 5. Herausgabe einer periodisch erscheinenden Vereins-Zeitschrift. 6. Abfassung und Verbreitung von Flugchriften, welche geeignet sind, die geistige und sittliche Entwicklung unseres Volkes zu fördern. 7. Aussendung von Wander-



Lehrern.“ Eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet die Gesellschaft auf allen Gebieten der Volksbildungsbefreibungen und -veranstaltungen. Eine Würdigung der verschiedenen Richtungen ihrer erfolgreichen Arbeit soll in den noch folgenden Aufsätzen an geeigneter Stelle erfolgen. Für Errichtung von Fortbildungsschulen ist sie in Wort, Schrift und Petitionen von Anfang an eingetreten. Ihre Bemühungen veranlaßten die erste Einstellung eines Postens für die Fortbildungsschule im preußischen Staats-Etat in einer Höhe von 141 636 Mark. Körperschaftliches Mitglied kann jeder Verein werden, der seinen Beitritt dem Vorstände der Gesellschaft (Berlin N.W., Lübeckerstraße 6) schriftlich anzeigt und einen jährlichen Beitrag von mindestens sechs Mark entrichtet oder ein für allemal die Summe von 300 Mark einzahlt. Die Erwerbung der persönlichen Mitgliedschaft ist an die Erfüllung derselben Bedingungen geknüpft. Das Vermögen der Gesellschaft beträgt ungefähr 400 000 bis 500 000 Mark.

Das Hauptblatt für das freie Fortbildungswesen in Deutschland ist „Der Bildungs-Verein“, der an jedem dritten Mittwoch des Monats erscheint. Er bringt Aufsätze und Vorträge bildenden Inhalts, berichtet über „Bildung und Arbeit“, „das Fortbildungswesen“ und über „Bildungs- und Unterrichts-befreibungen“. Über Begründung von Volksbibliotheken, Streifzüge durch die Volksliteratur, Leseanstalten und neue Bücher orientiert das Beiblatt zum „Volksbildungs-Verein“: „Die Volksbibliothek“.

#### IV.

##### Volksbibliothek und Lesehalle.

Am 7. Januar d. J. fand in Washington, der Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die feierliche Einweihung des prachtvollen, auf dem Mount Vernon Square errichteten, aus weißem Marmor erbauten Gebäudes statt, in dessen schön ausgestatteten Räumen die städtische Volksbibliothek einziehen sollte. Die Washingtoner verdanken diesen Bau zum großen Teile der Freigebigkeit des bekannten amerikanischen Milliardärs Andrew Carnegie, der innerhalb der letzten zwei Jahre für Volksbildungsbefreibungen und zur Errichtung von Volksbibliotheken großartige Schenkungen von ungefähr 958 Millionen Mark gemacht und zur Errichtung des genannten öffentlichen Volksbibliotheksgebäudes 350 000 Dollar beige-steuert hat. Der Präsident Roosevelt hatte es sich nicht nehmen lassen, durch sein persönliches Erscheinen inmitten mehrerer Kabinettsmitglieder und durch eine schwungvolle Ansprache die hohe kulturelle Bedeutung dieses Werkes anzuerkennen. Seine Teilnahme an der Feier war von keinem Zufalle bedingt. Sie wollte der gesamten Volksbibliotheksache in Amerika den öffentlichen Dank für die uneigennützigte Arbeit an dem oft mit Undank



gelohnten Werke der Volksbildung zum Ausdruck bringen und immer weitere Kreise für dieselbe interessieren, um das Niveau der allgemeinen Bildung des Volkes zu heben und jedem Landeskinde — wie der Präsident in seiner Ansprache ausführte — „die Chance geben, seine eigene Weisheit oder seine eigene Kultur zu vermehren, . . . damit ein jeder Mensch sich selbst helfen könne und die beiden Hauptübel der Zivilisation: Härte des Herzens und Weichheit des Kopfes zu mildern suche“.

In keinem Staate des europäischen Festlandes ist den Volksbildungsveranstaltungen, Volksbibliotheken<sup>1)</sup> und dergl. mehr eine solche öffentliche Anerkennung zu teil geworden, freilich hat auch noch keine dieser Veranstaltungen die Stufe der amerikanischen Vollkommenheit erreicht. Der Vater der Volksbibliotheksbewegung in Amerika ist der bekannte Erfinder und Staatsmann Franklin. Die Gründung der ersten öffentlichen Bibliothek durch ihn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnet das erste Glied in der riesigen Entwicklungskette der amerikanischen Volksbibliotheken, dieser Public libraries, deren Zahl im Jahre 1859 bereits auf 1297 mit 4281000 Bänden gestiegen war. Im Jahre 1900<sup>2)</sup> besaß Amerika 8500 öffentliche Bibliotheken, die einen Bücherschatz von 40 Millionen Bänden umfassen, 47 dieser Anstalten dürfen je 50000 Bücher ihr eigen nennen. Nach dem Jahresbericht über das Staatsschulwesen im Staate New-York für 1902 befinden sich in ihm 1137 Bibliotheken mit 6975540 Büchern oder 464751 mehr als im Vorjahre. Das engmaschigste Bibliotheksnetz besitzt der Staat Massachusetts; dort hat fast jede Gemeinde ein solches Institut aufzuweisen; nur 7 Orte von 342 besaßen im Jahre 1900 noch keine solche Bildungsanstalt. Die Zentralbibliothek in der Hauptstadt dieses Landes, Boston, hatte 1899 einen Bestand von 716000 Bänden. Das Gebäude derselben wurde mit einem Kostenaufwande von 10 Millionen Mark errichtet und bietet dem Lesepublikum jede erdenkliche Bequemlichkeit. Die Unterhaltungskosten werden durch öffentliche Steuern, 2 Mark auf den Kopf, gedeckt. 269 Personen haben vollauf mit der Beforgung der Geschäfte zu tun, denn die Benutzungsziffer beläuft sich auf 1300000 jährlich. Den ungeheuren Aufschwung verdanken die Volksbibliotheken der Public Library Movement, jener sozialen Bewegung, die zu ihren Gunsten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann. Für diese Volksache begeisterte Männer setzten neben ihrem ganzen Einfluß reichliche Geldmittel zur Gründung von Volksbibliotheken aus und ruhten nicht eher, bis das Land seine Bibliotheksgesetze hatte, welche einen Steuerzuschlag für die Zwecke dieser Institutionen

<sup>1)</sup> Ausführliche Berichte über die Bibliotheken aller Erdteile enthält: Ernst Schulze, „Freie öffentliche Bibliotheken“.

<sup>2)</sup> New-Yorker Wochenschrift „Science“.



genehmigten. Der Bürgermeister von Boston ging einen Schritt weiter. Er schenkte der Stadt 20 000 Mark unter der Bedingung, daß 50 000 Mark durch öffentliche Sammlungen aufgebracht würden. Jedermann beeilte sich nach Kräften zu der verlangten Summe beizusteuern. Einer Schenkung von 200 000 Mark folgten verschiedene Vermächtnisse. Vielfache Nachahmungen dieses Vorbildes ließen so manche Bibliothek erblühen, und reiche, für Vollsbildung begeisterte Männer unterstützten sie mit seltener Freigebigkeit, wie jener anfangs erwähnte Eisenkönig Carnegie, der einst als blutarmer Schotte nach Amerika kam und seine Bildung, seinen ungeheuren Reichtum der Benützung einer Bibliothek verdankt. Der Londoner Zeitschrift „The Library“ zufolge hat er bis Ende 1902 nachstehende Anzahl Bibliotheken gegründet: 1. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 410 Vollsbibliotheken für 212 282 173 Dollar, 2. auf Cuba 2 Bibliotheken für 252 000 Dollar, 3. in Canada 31 Bibliotheken für 954 000 Dollar, 4. in seiner Heimat Schottland 68 Bibliotheken für 2 479 250 Pfund Sterling, 5. in England 50 Bibliotheken für 376 100 Pfund Sterling und 6. Irland 10 Bibliotheken für 100 000 Pfund Sterling; das sind zusammen 571 Vollsbibliotheken mit einem Kostenaufwande von 958 000 000 Mark.

Interessante Mitteilungen über deutsche Bibliotheken in Amerika bietet Dr. Viereck in seinem Werke über deutschen Unterricht in amerikanischen Schulen. Sie berichtet, daß der Grundstock zu der ältesten Bibliothek, der Harvard, von dem s. J. in Göttingen studierenden Everett 1818 gelegt worden ist; die größte Sammlung deutscher Werke besitzt die Astor-Bibliothek in New-York, nämlich 200 000 deutsche unter 500 000 Bänden. Die Cornell-Universität derselben Stadt erwarb 1868 die Bücherei Franz Vopps und später die des Germanisten fr. Zarenke. Ferdinand Freiligraths Bibliothek befindet sich in Boston. Die öffentliche Bibliothek in Chicago ist Besitzerin von 25 000 deutschen Bänden.

Mit derselben Energie wie Amerika arbeitet England an der Vollsbildung durch Vollsbibliotheken. Seit Inkrafttreten der „Ewart Bill“ im Jahre 1850 sind die Vollsbibliotheken, „free public libraries“, dieses Landes mustergültig organisiert und üben einen sehr günstigen Einfluß auf die Vollsbildung aus. Auch hier ist, wie in Amerika, diese Institution auf eine regelmäßige Abgabe gegründet. Dieselbe darf auf je 1 Pfund gezahlte Steuer 1 Penny nicht überschreiten. Im Parlament ist es Paßmore Edward, der die Bestrebungen der Vollsbibliotheksfreunde lebhaft unterstützt. Im Jahre 1866 gab es in England 27, 1897 aber 265, in Schottland 32, in Irland 17 größere Bibliotheken. Ihre Zahl<sup>1)</sup> stieg im Jahre 1902 in

<sup>1)</sup> Statistif aus der New-Yorker Wochenschrift „Science“.



England auf 350 mit 5 000 000 Bänden und einer jährlichen Leserschaft von 60 000 000. Von den englischen Kolonien besitzt Australien 844, Neuseeland 298 und Südafrika 100 öffentliche Bibliotheken. Eine große Anziehungskraft auf Leser mögen auch die Einrichtungen ausüben, welche für die Bequemlichkeit der Besucher sorgen. Die Lesesäle zeichnen sich durch Größe und Helligkeit aus; so ist der Hauptsaal in St. George<sup>1)</sup> 64×31 m groß, der Lesesaal 100 m lang. Viele Bibliotheken haben besondere Räume für Damen, „ladies room“, und Kinder „boys room“; und wieder andere reservieren Zimmer für Personen, welche ernstlichen Studien obliegen wollen „students' room“. Selbst Arme, die vor dem Unwetter Schutz suchen, werden nicht hinausgewiesen und doch kommen Diebstähle so gut wie gar nicht vor; so sind in Liverpool beispielsweise von 1 234 466 Büchern bisher 2 verschwunden.

Nach amerikanischem Muster ist auf unserem Festlande die Ottendorfer'sche Volksbibliothek in Zwittau in Mähren errichtet. Die schönsten Erfolge in ganz Europa hat Wien mit seinen Volksbibliotheken zu verzeichnen. Der Leiter derselben, Professor Dr. Reyer, gründete dieselben mit Hilfe des durch ihn ins Leben gerufenen Vereins „Zentralbibliothek“.<sup>2)</sup> Er entfaltet eine großartige Tätigkeit, trotzdem ihn die Kommune auf keinerlei Weise unterstützt, seit Lueger Bürgermeister geworden ist und das Unterrichtsministerium nur 600 Kronen zu dem jährlichen Ausgabeetat von 140 000 Kronen beisteuert. Zu Ende der achtziger Jahre liehen die Wiener Volksbibliotheken 100 000 Bände aus. Nach dem Jahresbericht von 1902 verfügt Reyer über eine Zentralbibliothek von 86 000 Bänden und über 16 Filialen mit je 7000 bis 10 000 Bänden. Im ganzen wurden in dem Jahre 1 500 000 Bände ausgeliehen, davon waren 143 000 wissenschaftliche Werke. Im ganzen sind in Wien von den Volksbibliotheken 3 250 000 Bände in dem letzten Jahre entlehnt worden.

Die erste Anregung in Deutschland zur Gründung von Bibliotheken in den Städten wurde 1524 von Dr. Martin Luther in dem Rundschreiben „An die Rats Herrn aller Städte deutschen Landes, daß sie Schulen aufrichten und halten sollen“ gegeben, als er forderte, „daß man gute Libraren und Bücherhäuser, sonderlich in den Städten, die solches wohl vermögen“, errichte. Dieser Appell blieb indes zunächst ungehört. Hier und da aber begann sich ein wohlhabender Herr für Büchersammlungen zu interessieren. Es entstand manche umfangreiche Privatbibliothek von 10 000 bis 50 000 Bänden. Die Erlaubnis zum Ausleihen ein oder des anderen

<sup>1)</sup> Camille Bloch in der „Revue bleue“.

<sup>2)</sup> Jahresbericht des Wiener Vereins „Zentralbibliothek“.



Buches an vornehme Bürger der Stadt bildete ein Publikum, welches ein gewisses literarisches Interesse befundete und die Gründung von städtischen Bibliotheken durchsetzte. Freilich waren dieselben nur den Rats Herrn und wenig Auserwählten zugänglich und Verständnis für Literatur und Kunst blieb ein Monopol der Reichen und Gelehrten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, in welchem das reiche literarische Schaffen großer Dichter zur Gründung von Zeitschriften und Zeitungen führte, und durch diese breitere Schichten des Volkes zu verständigem Genuße reicher Kunstschätze erzogen wurden. Daß diese geistigen Reichtümer zum Allgemeingut des Volkes werden mußten, erkannte wohl schon Friedrich der Große, der den Ausspruch tat: „Man muß ein sehr hartes Herz haben, wenn man die menschliche Gesellschaft des Trostes und Beistandes berauben will, den sie aus Büchern wider die Bitterkeit des Lebens schöpfen kann“. Der Öffentlichkeit predigte diesen Gedanken der verdienstvolle Pädagoge Heinrich Stephani, der am 24. Dezember 1850 in dem schlesischen Orte Gorkau starb. Er, der Begründer und Ausbreiter der Lautiermethode bei dem ersten Leseunterrichte, erkannte, daß das Volk auch nach der Schulentlassung weitergebildet werden müsse, daß die Volksklassen einer Nation nur durch eine alle Standesunterschiede überbrückende allgemeine Bildung einander näher gebracht werden können; darum mahnt er: „Von Innen heraus muß der Bau der Menschheit geführt werden“, und verlangt, daß eine Nation in jeder Provinz neben Schule und Kirche auch Leseanstalten besitzen müsse. Als Zentrale der Dorfbibliotheken gilt ihm die „Nationalbibliothek“, deren Sitz die Provinzialhauptstadt und Zweck die Bestimmung sei, jedermann billige Gelegenheit zu bieten, „seinen Geist weiter auszubauen und seinen Geschmack durch schöne Literatur zu bilden“. Auf welchen Widerspruch sein reformatorischer Weckruf stieß, beweist wohl am klarsten die Antwort des späteren Unterrichtsministers von Massow, der dieses Erziehungsmittel für die Jugend der „ersten Klassen“ wohl gelten lassen will; was aber die „gemeine Klasse“ der Staatsbürger anbetreffe, so beschränke sich diese „besser auf die ihr schon geläufige Lesung der Bibel und des Gesangbuches, guter Predigt- und Gebetbücher“, denn andere Bücher „sind für den gemeinen Mann, dessen Hauptbestimmung körperliche Arbeit ist . . .“ schädlich“.

Hoch anzurechnen ist darum der sächsischen Regierung das Verständnis, welches sie in dieser Zeit für den Wert dieses Volksbildungsmittels dadurch befundete, daß sie 1846 eine Beihilfe zu den Druckkosten des Preuskerschen Bücherverzeichnisses bewilligte, die Orte ihres Landes auf die öffentliche Bücherei der Stadt Großenhain aufmerksam machte und sie zur Gründung von Volksbibliotheken anregte. Die als Muster hingestellte Großenhainer



öffentliche Bibliothek war 1828 auf Anregung des Rentamtmannes Karl Preusker errichtet worden, der zum Zwecke ihrer Begründung und Unterhaltung einen Verein ins Leben gerufen hatte und die Verwaltung und Verbesserung derselben als seine Lebensaufgabe ansah. In Wort und Schrift trat er für Begründung von „Wander- und Dorfbibliotheken“ ein und empfahl die Umwandlung vorhandener Kirchen- und Stadtbibliotheken in öffentliche Institute.

In derselben Zeit, in welcher Preusker für die Begründung von öffentlichen Bibliotheken agitierte, trat in Berlin ein Mann auf, dessen zielbewußte Tätigkeit von nachhaltiger Wirkung auf die Nachwelt werden sollte. Es war Friedrich von Raumer, ein hochverdienter Gelehrter und Geschichtschreiber, der Begründer der Berliner Volksbibliotheken. Die unmittelbare Anregung zur Begründung derselben gab eine Forschungsreise, die von Raumer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika führte. Gelegentlich einer Fahrt auf dem Mississippi im Jahre 1841 kam er in Gespräch mit Arbeitern, in dessen Verlaufe ihn die Wahrnehmung überraschte, daß sie mit den Werken Plutarchs vertraut waren. Aus ihrem Munde erfuhr er, daß sie ihre Kenntnisse durch Vorträge und öffentliche Bibliotheken in den Städten gesammelt hätten. Erfüllt von der idealen Aufgabe, dem Volke seines Heimatsortes die Quelle geistiger und sittlicher Bildung nach amerikanischem Muster zugänglich zu machen, eröffnete er 1842 den „wissenschaftlichen Verein“, in welchem er Vorträge über seine Forschungsergebnisse hielt. Auf seine Vorstellungen hin überwies der Verein der Stadt Berlin von seinen Ersparnissen 6000 Taler zur Gründung von vier Volksbibliotheken unter der Bedingung, daß die Stadt die Verwaltungskosten trage. „Weil es im allgemeinen Interesse redlich erscheine, zu dem fraglichen Werke die Hand zu bieten“, beschloß der Magistrat, den Vorschlag anzunehmen. Die diesbezüglichen Verhandlungen mit dem Ministerium währten aber 4 Jahre und 3 Monate, so daß die Bibliotheken erst im Jahre 1850, am 1. August eröffnet werden konnten. Die bei der Eröffnung eingestellten 7411 Bände enthielten nur Bücher, welche zur „Befestigung von Sitte, Glauben und Untertanentreue“ dienen sollten. Regen Anteil an dem Gedeihen dieser Anstalten nahm der Protektor des „wissenschaftlichen Vereins“, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., der in einem Briefe an Raumer seine Freude darüber ausdrückte, „daß die Gemeinnützigkeit der Volksbibliotheken sich immer mehr und mehr bewährt“ und am 12. Dezember 1853 die Versicherung gab, „er werde nicht aufhören, diesen Instituten stets seine lebhafteste Teilnahme zu widmen“. Reiche Schenkungen und Unterstützungen begünstigten die Entwicklung der Berliner Volksbibliotheken. Durch die 1354000 Mark betragende Stiftung des Professors Leo und die 600000 Mark



zählende Schenkung des Verlagsbuchhändlers Heimann, sowie durch die von dem Magistrat bewilligten Mittel brachte es Berlin bis zum Jahre 1902 auf 30 Anstalten, die in dem genannten Jahre 1 200 000 Ausleihungen zu verzeichnen hatten<sup>1)</sup> und von 121 000 Personen besucht wurden. Vor allem wird deutsche und ausländische Romanliteratur gelesen. Von „Jörn Uhl“ wurden 100 Exemplare angekauft, und waren trotzdem fortwährend vergriffen. Auch der Geschmack an wissenschaftlicher Lektüre nimmt zu; namentlich werden Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Kunstgeschichte bevorzugt.

Orte, die keine Männer von Raumers Geist und Arbeitskraft zu ihren Bürgern zählten, verhielten sich passiv zu der Volksebibliotheksbewegung. So geschah es, daß die selbe nicht recht in Fluß kommen wollte, trotzdem sich hier und da eine Gesellschaft bildete, die sich in den Dienst ihrer Ideen stellte. Eine sichtlich Wendung zum Besseren brachten die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Arbeiterfürsorge-Gesetze lenkten die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf die Klasse der Bevölkerung, für deren leibliches Wohl der Staat bei Invalidität und Altersschwäche zu sorgen gedachte. Volksefreunden drängte sich die Überzeugung auf, daß die äußere, von Seiten des Staates garantierte Wohlfahrtspflege durch eine innere ergänzt werden müsse. Die letztere war bald in Gestalt der Volksebibliothek gefunden. Nachrichten über die glänzenden Erfolge dieser Institute in England und Amerika brachten den Stein ins Rollen und reiche Gruben- und Fabrikbesitzer begannen diese Bestrebungen pekuniär zu unterstützen, nachdem sie zu der Überzeugung der praktischen Amerikaner gekommen waren, daß ein geschulter Arbeiter das doppelte und dreifache von dem leiste, was ein auf niedriger Kulturstufe stehender hervorbringen vermag. Die Volksebildungsvereine, welche bis jetzt der Popularisierung der Wissenschaft und der Verbreitung guter Lektüre dienten, gingen mit doppelter Kraft an die Gründung von Volksebibliotheken. Ihnen schlossen sich verschiedene große Städte mit Begeisterung an und humane Arbeitgeber errichteten aus eigenen Mitteln, allerdings für den beschränkten Kreis ihrer Arbeiter und Beamten, Bibliotheken. Eine mustergültige Lesehalle schuf 1899 Krupp in Essen für seine 25 000 Arbeiter, deren Vändebestand im Jahre 1902 auf 31 000 und die Benutzungsziffer auf 290 000 angewachsen war.

Amerika wäre seit Jahrzehnten nicht in dem glücklichen Besitze des großartigen Systems freier Volksebibliotheken, wenn es nicht private Wohl-

<sup>1)</sup> Zur Orientierung über die gegenwärtigen Berliner Bibliotheksverhältnisse und ihre Entwicklung: „Die Volksebibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900 von Dr. Arend Buchholz. Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Volksebibliotheken.“



tätigkeit und Unterstützung in Anspruch genommen hätte. Bei uns muß das Volk freilich erst zur Freigebigkeit und Opferwilligkeit für geistige Interessen erzogen werden. Namentlich macht man die Beobachtung auf dem Lande und in den kleinen Städten. Sehr kleine Orte können auch tatsächlich die Geldmittel nicht erschwingen, welche die Gründung und Unterhaltung einer Volksbibliothek fordert, denn der Grundstock derselben ist bald durch alle Hände gewandert und das Institut verliert seine Anziehungskraft, wenn nicht neue Bücher eingestellt werden. Mit der Lösung dieser Seite der Volksbibliotheksfrage ging 1894 mit glücklichem Erfolge als erster der Landrat des Kreises Neuhaus an der Emde in Hannover durch Gründung einer Kreisbibliothek vor. Alle Kirchen-, Schul- und Vereinsbibliotheken vereinigt, ergaben eine Bibliothek von 1200 Bänden, die in dem Sitzungssaale des Kreis Ausschusses untergebracht wurde. In 47 Orten des Kreises sind Bücherstationen errichtet, deren Bestände alle Jahre durch Umtausch erneuert werden. Aus dem Bericht des Landrates geht hervor, daß die Benutzung eine sehr rege ist. Diesem Vorbilde folgte bald der Kreis Eckernförde. Landrat Scharmer errichtete in 8 Orten des Kreises Waldenburg Bibliotheken mit je 80 Bänden, die den Grundstock der zu gründenden Kreisbibliothek bilden sollen, zu deren Errichtung der Kreis eine Unterstützung von 200 Mark, die Regierung eine solche von 600 Mark bewilligte. Landrat von Jagow in der Westpreignitz versorgte seinen Kreis auf die Weise mit Volksbibliotheken, daß er 154 Orte seines Verwaltungsbezirkes als körperschaftliche Mitglieder der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin“, anmeldete und so jeden Ort mit einer Wanderbibliothek der Gesellschaft versah. Hoffentlich folgen die übrigen 500 Kreise diesen Vorbildern, damit auf diese einfache Weise das Problem der so schweren Bücherversorgung des Landes und der kleinen Städte gelöst werde. Die Art und Weise der Bücherversorgung hat noch den Vorteil, daß die einzelnen Werke nach dem Gebrauch in einem Bezirke nicht in den Winkel als Staubfänger gestellt zu werden brauchen, sondern als Werte in andere Bezirke wandern; denn „Books like coins are useful only in circulation“ (Bücher haben wie Geld nur im Umlauf Wert), sagt der Amerikaner mit Recht.

Wie weit wir hinter den Engländern und Amerikanern in Sachen der Volksbibliotheken wandern, ist wohl aus den bisherigen Ausführungen ersichtlich. In neuerer Zeit geht Amerika noch einen Schritt weiter. Es bestehen daselbst sogar Kindervereinigungen, welche Mittel zur Begründung von Kinderbibliotheken sammeln, deren es drei Arten gibt, nämlich 1. die in New-York bestehende Free Circulation Library, wo Bücher für Kinder und Erwachsene in einem Raume untergebracht sind, 2. das System der



Volksbibliothek Utina, in der den Kindern besondere Bücherregale zugewiesen sind, und 3. das der Bibliothek zu Minneapolis, in der für die Lesezwecke der Kinder besondere Räume in einem vom Hauptflügel getrennten Nebenflügel eingerichtet sind.

In dem Parke zu Brooklyn ist probeweise eine in offener Gallerieform gebaute Lesehalle, die sogenannte Parkbibliothek, errichtet worden, welche in sieben Sommermonaten 16 832 Bücher den Besuchern des Parkes geliehen hat.

Sogenannte „traveling library“, d. h. fliegende Bibliotheken, die von dem Amerikaner Dewey begründet wurden, bestehen in den Staaten New-York, Michigan, Iowa und Ohio. Ihre Zahl betrug 1898 1667 mit 74 058 Bänden. Die Erfolge waren so großartig, daß 1899 der italienische bibliographische Kongreß ihre Einführung in Italien ernstlich in Erwägung zog.

Auf Schiffen und in Ankerstationen beabsichtigt man Schifferbibliotheken zu errichten.

Die dänische Verwaltung soll mit dem Plane umgehen, die Eisenbahnwagen dritter Klasse mit nützlichen und belehrenden Büchern auszustatten, welche den Reisenden unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden, wie das in Schweden schon seit längerer Zeit Brauch ist. Ein ähnlicher Erlaß des preußischen Ministers von Budde ging vor kurzer Zeit durch viele Blätter. Nach demselben sollen die in Eisenbahnwagen gefundenen Bücher und Schriften nicht mehr wie herrenloses Fundgut behandelt werden, sondern zur Zusammenstellung von Eisenbahnbibliotheken dienen. Einen ähnlichen Gedanken verwirklichte der Bahnhofswirt Riffelmann in Halle, indem er in dem Wartesaale I. und II. Klasse eine Lesegelegenheit zu unentgeltlicher Benutzung einrichtete. 50—60 täglich erscheinende Zeitungen aller Länder, Unterhaltungs- und Fachblätter bilden die moderne Bahnhofswartesaalbibliothek. Vielleicht findet diese Einrichtung auf allen größeren Bahnhöfen Nachahmung.

Professor Reyer in Wien trägt sich mit dem Plane der Errichtung einer Blindenbibliothek, wie solche in Amerika tatsächlich schon bestehen. Sein Ziel geht dahin, es soweit zu bringen, daß die mit Blindenschrift versehenen Bücher unbemittelten Blinden unentgeltlich ins Haus gebracht werden können.

Wenn wir lesen, daß sogar im fernen Rußland Volksbibliotheken bestehen — im Gouvernement Wjatka 3000, in der Landschaft Prim 97, desgleichen in den Gauen Tambow, Poltawa und Jaroslaw in größerer Anzahl —, dann wird sich gewiß mancher in den Dienst der guten Sache stellen, der bis jetzt gleichgiltig dem verhältnismäßig kleinen Häuflein der Begeisterten zugehört hat.



In Oberschlesien<sup>1)</sup> begann im Jahre 1896 die Königliche Regierung zu Oppeln der Frage näher zu treten, auf welche Weise in ihrem Verwaltungsbezirke dem Lese- und Bildungsbedürfnisse des Volkes durch Errichtung von Volksbibliotheken Rechnung getragen werden könnte. Trotzdem der erste Versuch, die Stadt Oppeln zu einem probeweisen Vorgehen durch Gründung einer Volksbibliothek an der ablehnenden Haltung der Stadtverordneten scheiterte, berief die Regierung zu Anfang des Jahres 1897 verschiedene Bürgermeister zu einer Beratung zusammen. Der sichtbare Erfolg derselben dokumentierte sich durch die Eröffnung der ersten oberschlesischen Volksbibliothek in Kattowitz am 10. Juli 1897. Diesem Vorbilde folgten die Städte Tarnowitz am 11. Februar und Königshütte am 1. April 1898. Der unerwartete Erfolg brach den Bann, der die Mißtrauischen gefangen hielt, und erzeugte die Begründung von 37 Volksbibliotheken innerhalb der kurzen Spanne Zeit von drei Jahren, nämlich 1898: Heiduf, Rosdzin, Laurahütte, Zaborze, Bogutschütz und Zalenze; 1899: Bobref, Paulsdorf, Beuthen, Neudeck, Ober-Heiduf II, Myslowitz, Nicolai und Chorzow; 1900: Groß-Gorschütz, Gleiwitz-Altstadt, Gleiwitz-Petersdorf, Dyloken, Ornontowitz, Klein-Zabrze, Biskupitz, Vorsigwerk, Deutsch-Krawarn und Beneschau; 1901: Ludgierzowitz, Schillersdorf, Langendorf, Antonienhütte, Klein-Hoschütz, Groß-Hoschütz, Radzionkau, Maczejkowitz und Hohenlohehütte. Den rastlosen Bemühungen des Regierungsrates Dr. jur. Küster ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der Volksbibliotheken am 31. März 1902 76 betrug, die einen Bücherbestand von 64 000 Bänden besaßen und eine Leserschaft von 31 101 — darunter 12 750 polnischer Junge — aufzuweisen hatten. Im Jahre 1902 gewährte der Staat einen Zuschuß von 22 605 Mark, der Bergfiskus einen solchen von 1500 Mark, die Kommunen 4500 Mark und die Kreisverwaltungen 1800 Mark. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Volksbibliotheken 84.

Schon im Jahre 1900 betonte der damalige Regierungs-Assessor Dr. Küster die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller oberschlesischen Volksbibliotheken zu einem Verbände. Vor kurzem haben sich nun dem „Zabrzer Anzeiger“ zufolge mehrere Landräte, Kreis Schulinspektoren und Vertreter der Bibliotheken auf Einladung der Regierung zu Oppeln unter

<sup>1)</sup> Lesern, die sich näher über die oberschlesische Bibliotheksbewegung bis zum Jahre 1901 informieren wollen, empfehlen wir: „Anleitung zur Einrichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken, verfaßt im Auftrage der Königlichen Regierung zu Oppeln, mit besonderer Berücksichtigung Oberschlesiens, von Dr. jur. Küster, Regierungs-Assessor.“ Es gibt eine reiche Fülle von Winken über Begründung und Verwaltung von Volksbibliotheken, eine Statistik der oberschlesischen Bibliotheken bis 1901. Sachleuten selbst wird es manches anregende und interessante bieten.



dem Voritze des Regierungsrates Küster in Gleiwitz versammelt, um die Gründung eines Verbandes der Volksbibliotheken zu beraten. Nachdem die Notwendigkeit derselben anerkannt worden war, wurde die Gründung desselben beschlossen. Das Vereinsjahr beginnt am 1. Oktober d. J. Zu den Kosten hat der Ober-Präsident einen jährlichen Zuschuß von 2000 Mark bewilligt. Der Vorstand, der alle drei Jahre neu zu wählen ist, besteht aus den Herren: Regierungsrat Dr. Küster, Vorsitzender, prakt Arzt Dr. Niepel-Bismarckhütte, Professor Dr. Hoffmann-Kattowitz, Rektor Sciuf-Godullahütte, Hauptlehrer Pierschke-Hohenlohehütte, Lehrer Rzehulka-Paulsdorf — Beisitzer. Zum Verbandsbibliothekar wurde Lehrer Kaisig-Ornontowitz mit einem Gehalt von 3000 Mark und einer Reisespesenvergütung von 1000 Mark gewählt; Sitz der Geschäftsführung und des Bibliothekars ist Kattowitz. Der Zusammenschluß der ober-schlesischen Volksbibliotheken zu einem Verbandsbibliothekerverbande bedeutet eine energische, systematische Förderung der Volksbibliothekssache, die bestrebt ist, die Gesamtbildung jedes Einzelnen zu heben, damit er befähigt wird, sich in den immer komplizierten Aufgaben, die das Leben der Gegenwart stellt, zurecht zu finden.

Die öffentliche Bibliothek in England und Amerika ist eine Bildungsanstalt für alle Volksschichten und soll auch in Deutschland zu einem festen Gliede in dem System der Bildungsanstalten werden. Ihre Hauptaufgabe ist es, Literatur in Haus und Familie zu tragen, die Geisteserschätze der Nation allen Volksschichten zu erschließen und gesunde Bildung des Herzens und Geistes unter denjenigen zu verbreiten, welche sie bedürfen und suchen. In erster Linie dient sie allerdings dem schlichten Manne aus dem Volke, dem Kaufmann, Handwerker und Arbeiter, um ihm Unterhaltung, Belehrung und Anregung zu möglichst bester Ausnützung seiner Zeit und seiner Kräfte zu geben, den Sinn für das häusliche Glück, die Liebe zu Heimat und Vaterland zu wecken und zu fördern und seinen durch schlechte Lektüre oft verdorbenen Geschmack in richtige Bahnen zu lenken und zu veredeln. Auch dem Gebildeten muß sie gerecht werden durch Einstellung von guten Schriftstellern und wissenschaftlichen Werken, um sein Interesse für sie wach zu halten; denn von der Haltung der Gebildeten einer Nation hängt die Entwicklung der Volksbibliothek ab. Es gibt freilich Menschen, die schnell mit dem Worte „Halbbildung“ und deren schädlichen Folgen bei der Hand sind. Sie haben recht, doch nicht in ihrer Weise: die Volksbibliothek hat die Aufgabe, die aus Zeitungen und Schriften herausgesuchten falsch verstandenen Sätze und Abschnitte über Religion, Sittlichkeit, Staat, Kunst und Wissenschaft durch Bücher zusammenhängend zu erklären und damit der „Halbwisserei“ und Blasiertheit zu steuern, die sittliche Spannkraft zu stärken.



Die Erfüllung dieser Aufgabe bedingt die Gewährung der unentgeltlichen, freien Benutzung der öffentlichen Volksbibliotheken. Leihgebühr und Pfänder sind Zentnerlasten an den Füßen einer Bibliothek, die die Entwicklung derselben hemmen, ja in Frage stellen. In Massachusetts stieg beispielsweise in dem Jahre nach der Aufhebung der Leihgebühr die Zahl der Leser von 14 000 auf 150 000.

Als Quelle, aus der jedermann ohne Unterschied des Standes und der Person nach Bedarf schöpfen kann, ohne jemanden zu schädigen, erfüllt die Volksbibliothek die Mission, die Besitzunterschiede zu überbrücken und einen dauernden sozialen Frieden anzubahnen.

Der breiteste Raum einer Volksbibliothek<sup>1)</sup> muß Büchern unterhaltenden Inhalts eingeräumt werden. Dazu gehören auch leichtere Romane und Novellen; denn sie sind die Steigeleitern, die der Leser aus dem Volke emporklettern muß, bevor es ihm möglich wird, Genuß an den Klassikern deutscher und ausländischer Literatur zu finden. Die Literatur der Heimatkunde darf ebenso wenig fehlen, wie Schriften belehrenden und wissenschaftlichen Inhalts.

Zur Öffentlichkeit einer Volksbibliothek gehört auch, daß sie wöchentlich eine Anzahl von Stunden in der Zeit geöffnet ist, in der jedermann selbst seine Bücher aus der Bibliothek holen kann.

Die Seele des Ganzen ist der Bibliothekar. Von ihm hängt das Gedeihen der Bibliothek ab, ihm muß reiche Buch- und Menschenkenntnis zur Seite stehen, wenn er jedermann befriedigen, wenn er die Masse erziehen und bilden, wenn er jedermann mit Rat und Tat beistehen will.

Eine notwendige Ergänzung jeder Bibliothek ist das Lesezimmer. Es soll dem edlen Zwecke dienen, den Angehörigen aller Stände eine Stätte zu bieten, an der er sich nach des Tages East und Hitze erholen, an edler Kunst erfreuen und begeistern kann. Von Büchern gehören in die Lesehalle nur Nachschlagwerke, Adreßbücher, Karten und Photographieen hervor.

<sup>1)</sup> Über Geschichte und Organisation berichten folgende, zur Abfassung dieser Arbeit auch benutzten Bücher:

- I. Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen von Dr. Ernst Schulze. Herausgegeben auf Veranlassung des Instituts für Gemeinwohl in Frankfurt a. M., Stettin, Dannenberg.
- II. Reyer, Volksbibliotheken.
- III. Reyer, Handbuch des Volksbildungswesens.
- IV. Dr. Constantin Nörrenberg, Die Volksbibliothek.
- V. Dr. jur. Küster, Anleitung zur Errichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken u.
- VI. „Bildungs-Verein.“ Hauptblatt für das freie Fortbildungswesen in Deutschland. Jahrgang 1899, 1900, 1901, 1903.
- VII. „Die Volksbibliothek.“ Beiblatt zum Bildungsverein, Jahrgang 1899, 1900, 1901, 1903.



ragender Werke der bildenden Kunst. Die Wände sollen eine permanente Ausstellung von Reproduktionen guter Gemälde bilden, die jeden Monat gewechselt werden. Ihr Hauptzweck besteht in der Orientierung des Besuchers über die Tagesereignisse, dem die Tageszeitungen, Familien- und Fachblätter dienen.

Das deutsche Vaterland, welches in der leiblichen Wohlfahrtsfluge für die arbeitenden Klassen der Bevölkerung allen Staaten zum leuchtenden Vorbilde gestellt werden kann, das die ältesten und besten Volksschuleinrichtungen sein eigen nennen darf, marschirt in der Fürsorge für die Entwicklung des Geistes der gereiften Jugend und des Volkes weit hinter England und Amerika einher. Hoffen wir, daß sich bald einflußreiche Männer finden, die in der richtigen Erkenntnis der Notwendigkeit der angebahnten Volksbildungsbewegung die nötigen finanziellen Mittel schaffen.

### Kleine Mitteilungen und Notizen.

A. Die erste Straßenbeleuchtung in der Stadt Pleß.

B. Daten zur Geschichte von Groß-Strehliß, Cantersdorf und Falkenberg.

Mitgeteilt von

Dr. E. Zivier, Pleß.

A.

**I**n diesem Sommer sind es gerade 70 Jahre, daß die Stadt Pleß zum erstenmal das Licht — nicht der Welt, aber von Straßenlampen erblickte. Über dieses Ereignis berichtet das im Pleßer Archiv aufbewahrte Tagebuch des Herzoglich Anhalt-Köthen-Pleßer Kammerrats Schäffer folgendes: „In der Stadt Pleß ist diesen Sommer (1833) die Straßenbeleuchtung durch sieben große, mit Reverbären versehene Laternen, wovon jede 24 Reichstaler kostet, eingeführt worden. Zur Deckung der ersten Anschaffungskosten haben Serenissimus (der Herzog von Anhalt-Köthen-Pleß) 100 Reichstaler, des Herzogs von Köthen Durchlaucht (ein Bruder des ersteren und regierender Herzog von Anhalt-Köthen) 100 Reichstaler und die Stadt das fehlende hergegeben. Von Michaelis bis Georgi soll von nun an die Stadt alle Abende, wo kein Mondschein ist, bis um 11 Uhr beleuchtet werden.“



## B.

Das im folgenden abgedruckte Dokument, dessen Original sich gleichfalls im fürstlich Plessischen Archive befindet, enthält zwar nur ein trocknes Verzeichnis von Schriftstücken. Da diese selbst im Laufe der Zeit vermutlich verloren gegangen sind, werden die hier enthaltenen Daten für die Lokalgeschichte einzelner schlesischer Ortschaften nicht ohne Interesse sein. Das Dokument lautet:

„Wir Caspar Colonna Freiherr zu Velsß, Herr auf Schenkenburg, Engelsburg, Hartenstein, Schönau und Puchau, Erbherr der Herrschaft Cost, Neiskretscham, Prunow, Kottulin, Labandt, Groß-Strehlitz und Leschnitz, Röm: Kais. wie auch der zu Polen und Schweden Kön. Maj. sowohl Ihr: Hochfürstl. Durchl. Caroli Ferdinandi Prinzens zu Polen und Schweden, Bischöfen zu Breslau und Plogkow (Plock in Russisch-Polen) respective Kämmerer, Obrister und Commendant in Oppeln; Christoph Leopold Schaffgotsch genannt, des Heiligen Römischen Reichs Semperfrei von und auf Kynast, Erbherr der Herrschaft Greifenstein, Cantersdorf und Neudorf, Freiherr von Trachenberg, Röm. Kaiserl. wie auch zu Hungarn und Böhmeim Königl: Maj. wirklicher Kämmerer und Ober-Amts-Rat im Ober und Nieder Schlesien ic. und Bernhardt Freiherr von Zierotin, Herr auf Falkenberg, Tillowitz, Ellgot und Sabine, Ihr: Hochfürstl. Durchl: Caroli Ferdinandi Prinzens zu Polen und Schweden, Bischöfen zu Breslau und Plogkow Kämmerer, bekennen hiermit, daß auf unser Begehren und der hochansehnlichen verordneten Herren Ober-Amts-Commissarien Verordnen, uns von Herrn Gottfried Krättschmarn nachgesetzte Sachen heute dato ausgeantwortet worden. Als

## Von Groß-Strehlitz'schen Sachen

1. Von der hochlöbl. Kaiserl. Kammer besiegeltes Urbarium über die Herrschaft Groß-Strehlitz. Mehr dergleichen Urbarium.
2. Schliewitz'sche Deduction an Ihre: Königl. Maj. zu Hungarn und Böhmeim.
3. Confirmation von der Landeskanzlei der Fürstentümer Oppeln und Ratibor über den Groß-Strehlitz'schen Erbkauf.
4. Ein Packet Herrn Friedrich Schliewitzes Vogtei betreffend.
5. Ein Packet mehrenteils Herrn George von Rödern betreffende, dabei auch etliche andere Sachen.
6. Allerhand Herrn George von Röder betreffende Sachen, und mit Herrn Daniel Petzolt in der Schliewitz'schen und des Abts Sache gewechselte Briefe.
7. Allerhand deutsche und böhmische Sachen, die Herrschaft Groß-Strehlitz und Leschnitz betreffend.



8. Ein Packet Schliewitz'sche Sachen.
  9. Schmießkalisch.
  10. Leschnitz'sche Sachen.
  11. Allerhand Memorialia.
  12. Groß-Strehlitz'sche Getreide-Rechnung Anno 1643.
  13. Schliewitz'sche Sachen.
  14. Groß-Strehlitz' und Leschnitz'sche Sachen.
  15. Strehlitz'sche Verrichtung-Relation.
  16. Allerhand Groß-Strehlitz'sche Sachen.
  17. Groß-Strehlitz- und Tostische Sachen.
  18. Groß-Strehlitz-Leschnitz'sche Sachen, das von Herrn von Schliewitz beehrte Malznehmen betreffend.
  19. Allerhand Groß-Strehlitz'sche Schreiben.
- Ein Brief über das Haus zu Groß-Strehlitz mit Nr. 11 bezeichnet. Anno 1559.  
 Dergleichen Brief mit Nr. 13. Anno 1562.  
 Mehr dergleichen Briefe ohne Numero.  
 In einem Truhlein allerhand zu den Schliewitz'schen Rechtshändeln gehörige Sachen.  
 Ein in rot Leder eingebundenes Böhmisches Buch.  
 Lit. N. Deduction wegen der Leschnitz'schen Vogtei-Sache, dabei auch allerhand Groß-Strehlitz'sche und Leschnitz'sche Sachen gebunden.  
 Ein Packet mit Nr. 21 bezeichnet, Herrn Daniel Petzoldes Sache, wegen einer Appellation gegen Herrn Friedrich von Schliewitz.  
 Ein Packet mit Nr. 20 Herrn Schliewitz'sche Klage an Ihr: Kais. Maj. nacher dem Ausspruch die Vogtei betreffende.  
 Cantersdorf'sche Sachen.
1. Brief über das Gut Neudorf gegeben Anno 1551.
  2. Verzicht eines Leibgedings auf Cantersdorf Anno 1502.
  3. Verzicht eines Leibgedings auf Cantersdorf Anno 1502.
  4. Brief über Neudorf Anno 1522.
  5. Von Ihr: fürstl. Gnad. Herzog Friedrichen 1522.
  6. Herrn Caspar Pücklers, Broditzky genannt, Erbkauf über Neudorf anno 1544.
  7. Herrn Wenzel Uppersdorfs Erbkauf über Neudorf Anno 1545.
  8. Leibgeding Herrn von Beß gegen seiner Hausfrauen auf Cantersdorf und Neudorf anno 1546.
  9. Begnadung über die Ober- und Nieder-Gerichte zu Neudorf. Anno 1549.
  10. Erbkauf über Cantersdorf, einen Teil Neudorf und etlicher Pauern zu Michelow Anno 1553.
  11. Auflassung eines Theils zu Neudorf Anno 1554.



12. Herrn Jan Beessen Weibes Verzicht. Anno 1554.
  13. Vertrag zwischen Caspar Pücklern von Groditz zu Cantersdorf und Hansen Grüttschreiber zu Michelow wegen der Kartschmühlen Anno 1568.
  14. fürstl. Vertrag mit dem Grüttschreiber, den neuerbauten Tamm betreffend Anno 1574.
  15. fürstl. Confirmation über das halbe Dorf Neudorf, aus dem Lehn ins Erbe bracht de dato 17. Sept. Anno 1600.
  16. Ein alter Kaufbrief über Cantersdorf Anno 1412.
  17. Freibrief über die Scholzerei zu Neudorf, Jacob Jalowskes um das Gut Neudorf um 2 1/2 Huben Anno 1445.
  18. Neue Bestätigung über Cantersdorf erblich gegeben Anno 1509.
  19. Leibgedings-Brief auf Cantersdorf Anno 1477.
  20. Machtbrief Herrn Johann Befz wegen Verkaufung Cantersdorf Anno 1550.
  21. Erbkauf über Cantersdorf Jan von Prowskaw Anno 1502.
  22. Erbkauf Niclas Pückler über das Gut Cantersdorf Anno 1516.
  23. Margarethe Schnorbeinin Verzicht über des Gut Cantersdorf Anno 1502.
  24. Leibgeding frauen Margarethä Christoph Hoffner zu Cantersdorf Anno 1497.
  25. Verkaufung der Mühle zu Cantersdorf, Hans Proskowiken. Anno 1498.
  26. Freibrief über eine halbe Hube zu Neudorf Anno 1467.
- Item ein alter Pergamen-Brief mit Nr. 3 bezeichnet, Kauf Niclas Pücklers des Dorfs Grunaw im Neuß'schen Anno 1450.
- Item in einem Packet unter Nr. 87 Erbkauf über Cantersdorf Anno 1555 auf Papier, darbei unterschiedliche 4 Vidimus fürstl. Briefe unter der Stadt Grottkau Insiegel.

#### Falkenbergische Sachen.

- falkenbergisch Urbarium von der hochlöblichen Kammer besiegelt Anno 1581. Abschrift solches Urbarii.
- Eine Abschrift des Vergleichs wegen des Bierauschrotens mit der Stadt Falkenberg Anno 1593.
- Erbbrief der Herrschaft Falkenberg Anno 1581 mit Nr. 55 bezeichnet.
- Ein Packet mit Lit. E bezeichnet. falkenbergische Originalia unter nachfolgenden Nis. und Verzeichnis:
1. frauen Poligena Promnitzin geborener Pücklerin Testament de dato Falkenberg, den 19. februar und 19. April Anno 1617. Original und Copia.
  2. Ober-Amts-Abschied zwischen denen Poserischen Erben und Herrn Siegfried von Promnitz, de dato Breslau 27. September Anno 1638.



3. Ihro Gnaden Herrn von Promnitz Reprotestation auf der Poserischen den 17. Martii 1644 eingegebene Protestation, daß sie wegen der Herrschaft Falkenberg üblen Zustandes vermeintlich keine Schuld tragen wollten und des Kaiserl. Ober-Amts Ihro Gnaden hierüber erteilte Recognition, de dato 28. Juli Anno 1644.
4. Leuterungs-Abschied zwischen Ihro Gnaden dem Herrn von Promnitz und den Poserischen, ergangen, de dato 6. Oktober Anno 1644.
5. Ober-Amts-Recognition über Ihro Gnaden Herrn von Promnitzes auf der Poserischen den 27. September 1644 eingegebene Protestation, daß Ihnen dasjenige, wessen sie sich bei dem vorgehabten gütlichen Tractaten erklärt, zu keinem Praejuditz gereichen solle, hergegen eingebrachte Reprotestation, de dato 24. Oktober Anno 1644.
6. Des von Nostitzes Angelobung, Polnisch, de dato 6. Januar und 29. Juli Anno 1647.
7. Derer zu Besichtigung der Herrschaft Falkenberg verordneten Herren Commissarien aufgesetztes Inventarium und gründlicher Bericht des ganzen Befindnisses selbiger Herrschaft sowohl der Poserischen als Vogtischen Inhabung, de dato 14. Dezember 1647.
8. Ergangener Amts-Abschied, de dato Oppeln 20. Januar 1648.
9. Ober-Amts-Recognition Ihro Gnaden eingegebener Protestation, daß wegen vorgegangener Verhör, sie wider die Poserischen Erben wie zuvor also auch nachmals ihnen alle beneficia iuris vorbehalten und ihnen hierdurch im wenigsten nichts wolle praejudicirlich sein lassen, de dato 21. Januar Anno 1648.
10. Derer zu Abnahme der Herrschaft Falkenberg von den Poserischen und Einräumung Ihro Gnaden dem Herrn von Promnitz verordnete Herren Commissarien Bericht, an das Königl. Amt, was bei der Kommission vorgegangen, samt dem dazu gehörigen Beilag, de dato 18. April Anno 1648.
11. Der Herren Commissarien anderweitige Relation, was ferner mit denen von Nostitz ist vorgegangen, de dato 23. April Anno 1648.
12. Inventarium aller und jeder Vorwerke und Dorfschaften der Herrschaft Falkenberg, was alldar vorhanden, wie sie bestellt und beschloffen, de dato 21. April Anno 1648.
13. Inventarium aller und jeder auf dem Schloß Falkenberg befindlicher Sachen, de dato 23. April Anno 1648, doppelt.
14. Recognition derer von Ihro Gnad. dem Herrn von Promnitz eingegebener Protestation, was die Steuern, zu der Anbauung angewandte Unkosten, item aus bisherigen Proceß ausgelegte Unkosten betrifft, weil es alles hochprivilegirte Credite, daß derer Jus und Privilegium







## Das Schweinchen.

Von

Philo vom Walde.

**S**ie saß in ihrem Auszugstübchen und betete den Rosenkranz. Womit hätte sie sich auch die einsame Zeit vertreiben sollen? Ihre zitternden Glieder waren überarbeitet, der Atem wurde immer kürzer, das Herz wollte zuweilen ganz still stehen. Wenn er doch endlich gekommen wäre, der Allerlöser! Mit Seelenruhe sah sie ihm entgegen. Was hatte sie hier noch zu hoffen, was dort drüben zu fürchten? Mehr als dreißig Jahre waren verflossen, seitdem ihr Mann plötzlich von ihr schied und sie auf der armseligen Häuslerstelle zurückließ, tief in Schulden, mit drei kleinen Jungen. Da hieß es, leiblich und geistig mit ganzer Kraft einstehen, um nur über Wasser zu bleiben. Da hieß es, auf Gott vertrauen, um nur nicht zu verzagen. Nein, das durfte sie nicht: War doch der älteste der Knaben soeben erst in die Schule eingetreten. Was hätte aus den drei Sausewinden werden sollen? Aber sie wußte sie schon zu bändigen und im Zaume zu halten, daß sie aufwuchsen in Gesundheit und Rechtlichkeit. Nun waren sie versorgt: der Jüngste lebte als Maurer am fernen Rhein, der Mittlere fand sein Brot in der nahen oberschlesischen Grubenarbeit, dem Ältesten hatte sie die kleine Wirtschaft übergeben. In seinem Hause, das ihr so lange als Eigentum zugehört, genoß sie das Auszugsrecht und betete jetzt abermals den Rosenkranz — auf eine gute Meinung. Immer wieder flocht sie ein leises Flehen zu Gott ein: er möge doch endlich, endlich alles zum Besten wenden, daß heiliger Frieden bei ihnen einziehe. Ach ja — sie ertrug das nicht länger! Seit Jahren nie ein liebes, gutes Wörtlein, nie einen freundlichen Blick, nie eine kleine Gefälligkeit. Im Gegenteil — immer nur scheues Wesen, störrisches Schweigen, harte Antworten, versteckte Schimpf- und Scheltworte. Darin waren sich Beide gleich, die da jetzt im Hause regierten, und auch die Kinder ahmten ihnen nach. Die Großmutter, die unglückselige Großmutter! Die ging allen im Wege herum, die lebte eben zu lange! So



wäre sie gern, ach wie gern dem Sensenmann gefolgt, wenn er sie nur geholt hätte! Zwar hörte sie fast jeden Sonntag vom furchtbar gestrengen Richter und seinen ewigen Höllenstrafen predigen, aber sie glaubte ja doch auch an seine Barmherzigkeit. Zu dieser göttlichen Eigenschaft betete sie jeden Tag inbrünstiglich.

Überm halblauten Murmeln des Rosenkranzes hörte sie nun die Hoftür zuschlagen. Einen Augenblick schwieg und lauschte sie. Bald begann es im Hause zu poltern und zu tapsen. Dann strich eine grobe Hand außen an ihrer Tür wiederholt auf und ab und hin und her. Ein kalter Schauer überlief sie. Es kam ihr vor, als ginge es um im Hause und suche sich durch ein spukhaftes Zeichen anzumelden. Oder war es ein böser Mensch, der die Abwesenheit der andern benützen wollte, um ihr die erdachten Notgroschen gewaltsam zu entreißen?

Ehe sie noch die Fassung gewann, öffnete sich die Tür, und mit frommem Gruß stand ein alter, hagerer Mann vor ihr, den sie nur zu gut kannte. Sie lächelte über ihre Ängstlichkeit. So lange sie als Herrin im Hause geschaltet und gewaltet, war dieser Mann jeden Palmsonnabend in den Hof getreten und nicht eher davongegangen, bis sie ihren bescheidenen Viehstand durch zwei kleine Schweinchen von seinem Wagen bereichert hatte. Gab das heut ein umständliches Erzählen, ehe der fluge Geschäftsmann auf sein Ziel lossteuerte. Das schlechte Frühjahrswetter, die verderbte Welt, der Niedergang des Schweinehandels, die Gesundheit bei Menschen und Vieh und viele andre Dinge und Zustände bildeten die Einleitung zu dem nun folgenden Leitmotiv: „Mutter Kahlerten, heut müßt Ihr mir auf die alten Tage noch ein Schweinchen abkaufen!“

„Himmlicher Vater, wofür denn?“

„Für billiges Geld.“

„Ja, das wär doch! Was würden denn meine Leute dazu sagen?“

„Wenn Ihr ein Schwein geschrieben habt?“

„Geschrieben schon. Gott behüt mich. Aber das Futter, das Futter!“

Der Schlaue lachte: „Hm, auf dem Auszuge? Da füttere ich zwei solche Tiere fett. Es bleibt dabei: ich bring Euch mein letztes Schweinchen vom Wagen fürs halbe Geld.“ Mit diesen Worten stürmte er der Tür zu. Sie mochte abwehren, ihm nachrufen, ans Fenster klopfen — er ließ sich nicht aufhalten. Wie der Wind war er zum Hofe draußen, um in kürzester Zeit mit dem ängstlich schreienden Tierchen wieder zu erscheinen. Er trug es so fürsorglich im Arm, wie eine Mutter ihr liebes Kindlein. Als er über die Stubentürschwelle hereinschritt und es auf die vier niedlichen Beinchen niederließ, waren seine Worte: „So, Mutter Kahlerten, — da habt Ihr Euer Pflegekind. Meinetwegen nehmt es umsonst; wenn ich's



nur in guten Händen weiß. Der Herrgott verleihe Euch viel Glück!“ Damit war für ihn der Kauf in landesüblicher Form abgeschlossen.

Das allerliebste Tierlein! War es nicht zum Küssen? „Nuckerle Nuckerle, — dädädädä!“ rief die mitleidige Frau es mütterlich heran und hielt ihm ein Schnittchen weiches Brot vor das aufgestülpte Küßelchen. Wahrhaftig! Es fing an zu schmatzen wie ein saugendes Kindlein. Seht doch nur! Sogar ein Schüsselchen Milch schlappert es aus und blickt nun gesättigt mit den neugierflugen Augen so verwundert nach den Bildern und Geräten im Zimmer, als ob es sagen wollte: „Das sieht ja hier so schön aus wie im Himmel? Liebste Ziehmutter, verstoße mich nicht; sonst schrei ich mich zu Tode!“

Lange Zeit sahen sie seinem possierlichen Wesen zu. Was für Gegenstände die alte Frau auch aufwerfen wollte, sie wurden durch den gewandten Händler niedergeredet. So wanderte denn der blanke Angeld-Taler in seine tiefe Tasche, und in wenigen Augenblicken schob der lästige Eindringling schmunzelnd zur Tür hinaus.

Kaum sah sich die Mutter Kahlerten mit ihrem Pflegling allein, wurde sie von namenloser Angst befallen. Wie konnte sie sich nur so überlölpeln lassen? Händler ist Händler! Das mußte sie doch wissen.

Aber da kam es wieder zutraulich heran, katschte an ihrem Schürzenzipfel, ringelte das zierliche Schwänzchen und machte neckische Sprünge wie ein lustiges Ziegenböcklein. Das brachte ihr Erheiterung und Zerstreuung. Sie malte sich die lieblichsten Bilder der Vergangenheit und Zukunft aus. Wie manches solche Tierchen hatte sie aufgezogen. Darin besaß sie umfassendste Erfahrung und auch ein seltenes Glück. Jedes Jahr hatte sie eins verkaufen können zur Tilgung der Zinsen, das andere hatte den Fleischvorrat für den langen Winter abgegeben. Waren das nicht schöne Stunden gewesen, wenn sie mit ihren drei Jungen zu Tische saß und sie sich wohl-schmecken ließen, was da in der Pfanne braun gebraten so lieblich vor ihnen dampfte und duftete? Und was konnte man gegen das unschuldige Dingelchen einwenden? Mußte sie nicht etwas Arbeit und Zeitvertreib haben, um nicht vor Bangigkeit krank zu werden? Gut, so würde sie sich der Pflege dieses verwaisten Tierchens widmen. Was sie in Torheit begonnen, das wollte sie in Vernunft ausführen. Innerlich beglückt, schritt sie nun der Scheune zu, um dort weiches Gerststroh für den Bettwinkel zu holen, bis der eigentliche Stall vom Hausherrn eingeräumt sein würde.

Als sie mit dem Stroh über den Hof kam, trat ihre Schwiegertochter zum Tor herein. Man sah es deutlich, wie die sich vor innerem Groll entfärbte, und weil sie nicht gewöhnt war, ihre Worte auf die Goldwage



zu legen, so warf sie der Alten entgegen: „Ich glaube, jetzt werden einem gar die paar Halme Stroh vollends gestohlen!“

Wie ein geschliffener Dolch ging das der Angeredeten ins Herz. Kaum war sie im Stande, einen Fuß vorwärts zu setzen, und das Stroh glitt ihr aus den Armen zur Erde. Ehe sie noch eine Entschuldigung stammeln konnte, war die Scheltende schon im Hause verschwunden. Als ob sie über einem Verbrechen ertappt worden wäre, so unsicher und heimlich schlich sie in ihr Stübchen zurück. Da kam es ihr so freudig entgegen, das saubere Schweinchen, mit den milchweißen Borsten auf rosafarbenem Grunde. Nein, sie konnte ihm nicht gram sein! Sie durfte es nicht verkommen lassen! Für heut würde sich die Sache ja machen. Der alte, zerfaserte Unterrock, ausgebreitet im Bettwinkel — i, da liegt sich's federweich! So . . . so . . . Und hier das Kuchenbrett als Verschlusstür, ein Stuhl noch davor . . . Ja, ja, nun rüttle und rappele nur, kleiner Wildfang! Hier heißt es, eingesperrt sein! Und schrei nur um Gotteswillen nicht! Vorerst müssen Dir ja alle Wege vorsichtig geebnet werden. Du genießest noch kein Hausrecht — wenn das auch auf dem Papiere steht. Ach ja, das nennt man Kinder!! Eine Mutter kann wohl zehn Jungen ernähren, aber zehn Jungen keine Mutter. Nein, nein, ins Grab, ins Grab mit ihr — sie atmet uns ja die Luft weg! . . . Aber sie faßte sich ein Herz. Morgen wollte sie es ihm sagen und im Notfall fest auf ihren Forderungen bestehen.

Die Nacht schlich heran, und plötzlich begann ein solches Schneetreiben, als sollte der Winter erst anfangen. Dabei blühten die Kirschen und die Schlehen!

Das Schweinchen fror wie ein junges Hündchen, denn Feuer wurde im Ofen nicht mehr gemacht, aus Sparsamkeit. Womöglich ging es ihr ein? Dann war das schöne Geld auf die Gasse geworfen, und sie mußte sich einer fahrlässigen Tötung anklagen. Noch nie war durch ihre Schuld ein Stück Vieh zu Grunde gegangen. Wie half sie sich nur heraus aus dieser schrecklichen Zwangslage?

Drei Tage schluckte sie alles hinunter — länger ging es nicht mehr, denn auch der Geruch im Zimmer war ihr zuwider. Mensch ist Mensch, und Tier ist Tier!

Sie sah ihren Sohn am Dünge stehen, sie ging hinaus und trug ihm ihr Anliegen vor. Er hörte sich ihr Lamentieren schweigend an und trottete dann finster blickend ins Haus hinein. Wieder vergingen etliche Tage, immer noch harrete sie der Antwort und Abhilfe. Endlich kam der kleine Eduard in ihr Stübchen und äußerte: „Großmutter, der Vater läßt Euch sagen: er kann Euch keinen Schweinestall heren. Wenn Ihr wollt — er hat Euch in der Scheune einen kleinen Verschlag gemacht.“



„Bezahl Dir's Gott, mein Söhnchen. Willst Du Dich nicht etwas bei mir setzen?“

„Nein, nein. Der Vater hat mir's eingeschärft, daß ich bald wieder zurückkomm.“

„Du mein Gott, was habt Ihr denn gegen mich?“

Tränen rannen ihr die runzligen Backen herunter — aber schon war das fecke Bürschlein auf und davon. Gut. Sie wollte sich fügen. Nur nicht noch größern Unfrieden. Die kurze Frist, die zu leben ihr noch vergönnt war! Vielleicht würden sie dann zur Einsicht kommen, wenn ihnen ihr letztes Ersparnis vollends zufiel.

Im Hofe lag fußhoher Schnee. Sie packte ihr Schweinchen in einen alten Stubenhader und trug es in sein neues Quartier. Das war besser, als sie erwartet hatte. Er mußte doch noch etwas Liebe zu seiner alten Mutter hegen, sonst hätte er sich nicht so viel Mühe gegeben, den Spreuwinkel so praktisch herzurichten. Sie wußte ja auch, wer der böse Geist im Hause war. Die Schwiegertochter regierte, nach deren Pfeife mußte er tanzen, und den ganzen Groll, den er in seiner Schwäche gegen sie nicht auszulassen vermochte, übertrug er auf die altersschwache Mutter. Sie mußte büßen, was andere sündigten. Gerechter Gott, gab es denn gar keinen Ausweg?

Es herrschte Gewitterschwüle im Hause. So vergingen die Wochen. Der Frühling hatte seinen feierlichen Einzug gehalten, und das Schweinchen gedieh bei der zarten Grünsfütterung, daß die alte Mutter Kahlerten eine wirkliche Herzensfreude dran hatte. Da kam der zuckende Blitz und grausige Donnereschlag.

Frühzeitig, als die fromme Großmutter in die Messe gehen wollte und dem Tierchen die erste Nahrung zuschob, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß es tief ins Stroh eingewühlt lag und pechschwarz war wie ein Zirkuspudel. Sie lockte und lockte — es wollte nichts von ihr wissen; sie begann, das Stroh wegzuscharren — da blieb sie mit den Händen an seinem Rücken kleben. War denn das Schweinchen auf einmal verheert? Diese Veränderung! Was konnte denn vorgefallen sein? Aber sie mußte ja eilen, eilen; die Messe durfte sie nicht versäumen, — koste es, was es wolle! War das ein Sinnen und Sorgen die ganze heilige Handlung hindurch! Dann nur heim, heim — mochten die andern sitzen und stehen bleiben und reden und rufen! Voll Furcht und Erwartung kam sie vor dem Schweinekoben an — da lag das arme Tierchen tot.

In diesem Augenblicke lief ihr die hartherzige Gebieterin in die Hände. Und wie nie kam der Geist heiligen Zornes über sie, daß sie in namenloser Erregung auf jene einstürmte: „Da hast Du ja jetzt Deinen Willen!



Ja ja, nimm Dir's nur, brat Dir's — Du, Du — —! Das arme Tier! Was hatte Dir's getan? Aber Dir sind wir ja alle im Wege. Mach's doch mit mir auch so! Gott, wie werde ich froh sein, wenn ich erst vor Dir Ruhe hab. Mörderin!“

„Mörderin? So was muß ich mir sagen lassen? In meinem eigenen Hause?“ kreischte die junge Frau und schrie nach ihrem Manne, der im Hofe den Ackerpflug zurechtmachte. „Was ist? Was ist? Ist mein Haus eine Räuberhöhle?“ Es war für ihn kein Verstehen. Beide Frauen zankten wirr durcheinander, als ob sie sich gegenseitig verschlingen wollten. „So rede doch, rede doch; Du hast ja sonst Mundwerk genug, wenn Du mir Antwort schuldig bist! Ja, da steht er nun und schweigt, hilft mich unterdrücken. Feigling, ich fürchte mich vor Euch allen nicht! Warum brachtet Ihr mich erst in dies verwünschte Haus, wo man seines Lebens nicht froh wird? Mörderin, Mörderin muß man sich jetzt noch heißen lassen? Das will eine Mutter sein?“

„Wer hat Dich eine Mörderin —?“

„Die da, die! Deine eigene Mutter! Man ist ja in eine nette Familie gekommen. Haha! 's ist zum Totlachen.“ So raste die Beleidigte wie eine Wahnsinnige.

„Du schweigst nun! Kein Wort mehr!“ gebot ihr der energisch dazwischentretende Hausherr, worauf sie nur desto mehr aufloderte: „Schweigen? Eine Mörderin soll ich sein?“

„Mutter!“

„Wer sonst? Mein Schweinchen ist über und über mit Teer bestrichen. So mußte es draufgehn. Ihr habt es umgebracht!“

„Wer Ihr? Mutter! Ich dulde das nicht! Nehmt Ihr das Wort nicht zurück, so —!“

„Ich weiß, was ich sage. Von selber ist der Teer nicht auf das Tier gekommen!“

„Nun, so werde ich's der Alten sagen“ — keifte die Junge — „die ganze Spreu ist dumpfig geworden; das ganze Stroh in der Nähe ist angezogen von dem Gestank. Mein ganzes Vieh mache ich mir zu schanden mit dem verdammten Schweine. Wie gut nur, daß Eduard gestern den Teerkübel auf den Brettrand stellte. Da hat das Tier wenigstens sein Bad bekommen. Haha! Es wird sich wohl auch noch besonders drin herumgewälzt haben, denn das war ja doch ein echtes Schwein!“ Dieser Ausbruch von Lüge und Schadenfreude brachte die Geschädigte nur noch mehr in Aufregung.

„So schlecht bist Du“, entgegnete sie ihr, „daß Du Dich noch freust? Heruntergefallen soll der Kübel sein? Angestellt hast Du den nichtsnutzigen



Jungen, daß er mir das arme Tier einteere am ganzen Leibe. Du bist die Mörderin?"

Das war dem mit sich kämpfenden Manne zu viel. Eine solche Verworfenheit konnte er seinem Weibe nicht vertrauen und nicht nachsagen lassen. Er war ja selber dadurch beschimpft. Seine Sinne schwanden ihm, sein leidenschaftlich erregtes Blut wogte in mächtiger Welle zum Kopfe hinauf, seine Muskeln zuckten, der Blutstrom seines Innern wollte sich entladen. Wie ein wildes Tier schoß er auf die alte Frau zu, packte sie mit beiden Händen krampfhaft am Halse und stieß die gurgelnden Worte aus: „Mutter, das werdet Ihr . . .! Jesus, Maria, Joseph!“

Noch ehe er den ersten Satz vollendete und die Mutter zum Widerruf zwingen konnte, brach diese ihm unter den Händen zusammen und sank erbleichend zur Erde nieder. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Nun war er gekommen, der Allerlöser, eher, als alle es geahnt und gewollt hatten.

---

## Gewerbefreiheit.

Don

Paul Albers, Ratibor.

---



rün und lachend schreitet der junge Lenz durch rauschende Wälder, über blumige Wiesen und saftige Täler dahin. Überall wird er gern aufgenommen. Nur im oberschlesischen Industriebezirk findet er kein Heim. Starr und öde liegen die grauen Halden, auf denen nur hin und wieder eine schmutzige Unkrautpflanze gedeiht. Mächtige Steinkohlenhaufen und Schlackenmassen bedecken den Erdboden. Kein Lerchenlied erschallt aus der raucherfüllten Luft; nur Tosen und Dröhnen der Maschinen vernimmt das Ohr. Hier ist kein Raum für die lustigen Spiele des Frühlings; deshalb hielt er sich ängstlich hinter einer einsamen Weißdornhecke verborgen, deren zarte Blüten durch den aus der Höhe herabfallenden Ruß längst die Farbe eingebüßt hatten. Immerhin gewährte ihm diese Hecke einigen Schutz, ihm sowohl, als auch dem Liebespärchen, das dort, zärtlich aneinander geschmiegt, Zukunftspläne schmiedete, lenzerwärmte Zukunftspläne.

„In einem halben Jahre heiraten wir uns“ — sagte Gregor Swientek, der Maurerpolier — „das Geschäft mit dem Gasthaus wird gut werden. Ein flotter Ausschank bringt dreimal so viel ein, als Maurerhandwerk.“



„Du hast Dir aber doch in Berlin und Dresden viertausend Mark erspart“ — entgegnete Julka.

„Ja freilich, in sieben, langen Jahren. Und die Zeiten sind auch schlechter geworden. Früher bekam man höhere Löhne. Schau, Julka, Du hast von Deinen seligen Eltern vierthalbtausend Mark geerbt. Der Rojek verlangt für das Wirtshaus auch nur Viertausend. Meine Ersparnisse decken den Kaufpreis und mit Deinem Erbteil bestreiten wir die Reparaturen, wenn die Gebäude auch sehr zerschlettert und schadhaft sind. Denn Rojek ist stets ein Saufaus und Faulpelz gewesen, der nichts in Ordnung hielt.“

„Können wir aber unser Vermögen nicht verlieren?“ wagte das Mädchen schüchtern einzuwenden.

„Nicht d'ran zu denken, Julka! Hätte sich Rojek nur etwas mehr um sein Geschäft gekümmert, so wär' er heut ein steinreicher Mann. Denk' doch, Sosnița ist nur fünf Kilometer von der Kreisstadt entfernt und in ganz Sosnița gibt's nur das eine Wirtshaus „Zur guten Quelle“. Aus dem Garten läßt sich etwas schaffen! Die Städter pilgern scharenweis hinaus, um frische Luft zu schöpfen und ihren Kaffee im Freien zu trinken. Aber hat man denn bei Rojek etwas Vernünftiges bekommen? Weder einen genießbaren Kaffee, noch ein trinkbares Glas Bier. Glaub' nur, wir sind in ein paar Jahren reiche Leute.“

Selig schaute Julka dem Geliebten in die Augen und bewunderte seinen Scharfblick und Unternehmungsgeist:

„Ach ja, auf Dich verlasse ich mich! Ich sorg' auch nicht um mein Erbteil! Wenn nur das halbe Jahr schon vorüber wär'! Tante ist zwar sehr gut gegen mich und lieb, wie eine Mutter. Jeder sehnt sich aber doch nach seinem eigenen Heim.“

„Und das sollst Du haben — rief feurig der junge Mann — schön und bequem. Ich brauch' dazu weder einen Maurermeister, noch eine Bauzeichnung. Die hab' ich als Polier im Kopfe. — Der Vertrag mit Rojek ist bereits abgeschlossen. Sobald Du mir Dein Erbteil aushändigst, beginn' ich mit dem Umbau.“

„Das Geld kannst Du schon morgen erheben — lächelte das Mädchen — es liegt auf der Sparkasse und ist vor drei Monaten gekündigt. Ich bring' Dir gleich das Sparkassenbüchel.“

Leichtfüßig lief Julka in das einstöckige, von wildem Wein umrankte Häuschen, das ihre Tante, eine verwitwete Steigerfrau, mit noch zwei anderen Familien bewohnte. Man sah es den reingewaschenen Gardinen, den hübschen Zierpflanzen an den Fenstern und dem vor der Haustür frisch gestreuten Sande an, daß im Innern des Gebäudes Ordnung und Sauberkeit



herrschen mußte. Freilich, die äußeren Wände blickten mißmutig in die rauchgeschwärzte Welt, selbst grau und ruffig. Denn unaufhörlich stäubte der Ruß aus den Schloten und Öfen auf die niedrigen Beamten- und Arbeiterwohnungen herunter. — Eine echte, oberschlesische Arbeiterkolonie im Bergwerksrevier . . . . Wer es nicht nötig hatte, hier zu leben, um im harten Kampfe mit dem Dasein sein Brot zu verdienen, oder — wie Julkas Tante — eine kleine Pension in freier Wohnung zu verzehren, der mied sicher diesen Ort. Ja, selbst die höheren Bergwerksbeamten, die ihre stolzen Dienstwillen auf das Luxuriöseste ausgestattet hatten und große Gehälter bezogen, waren eigentlich auch nicht zu beneiden. Denn sie mußten ja, gleich dem einfachen Bergmann und Häuer, Tag für Tag den dicken Rauch schlucken und niemals blaute über ihnen der Himmel. Nur während ihres sechswochentlichen Urlaubs war es ihnen vergönnt, in Bädern und auf Bergen reinere Lüfte zu atmen, was Julkas Tante und den unteren Zehntausend freilich versagt blieb.

Freudestrahlend kehrte das Mädchen zurück, schwang das Sparkassenbüchel mit hoch erhobener Rechten und händigte es dem Geliebten aus.

„Dank' Dir, Julka, — rief dieser voll heller Lust — jetzt geht's los! Denn hier möcht' ich ja nicht leben, auch wenn ich, Gott weiß, was verdiente! Bei uns an der Oder ist's doch hübscher! Sieben Meilen im Umkreis siehst Du keine Grube, nur Feld und Wald . . . . Gewiß hat die Industrie auch Gutes für sich; denn die Leute werden hier alle reich. Aber was nützt es? Sie haben doch nichts von ihrem Leben und Geld! Wart' nur, wenn wir uns erst unser Haus schön umgebaut und den großen Garten eingerichtet haben, wirst Du nicht mehr in diese schmutzige Gegend zurückkehren wollen.“

„Mag sein“, — lachte das Mädchen — „ich ging aber auch noch an einen viel häßlicheren Ort, wenn Du nur dort wohntest!“

„Du gutes Herzell! Ja, Du hast Recht! Das Glück findet man überall, wo die Liebe Haus hält. Doch nun, Schatz, muß ich nach dem Bahnhof, damit ich meinen Zug nicht veräume.“

„Ach, Gregor, Gregor! Könnt' ich schon heut mit Dir fahren! Das halbe Jahr wird zur Ewigkeit werden!“

Innig umarmten sich die Liebenden und elastischen Schrittes eilte der junge Mann dem unscheinlichen Bahnhofe zu, um aus dem Industrie-Oberschlesien wieder nach Sosniza, seinem Heimatsorte abjudampfen.

Sosniza ist ein stilles Dörfchen von fünfhundert Seelen, aber mit einem kleinen städtischen Anflug. Die Häuser sind durchweg gemauert, weiß oder hellgelb getüncht, mit Schiefer gedeckt und jedes von einem hübschen Blumenvorgärtchen umgeben. Die Dorfstraße ist mit Kopfsteinen



gepflastert und führt in ihrer Verlängerung als tadellose Chaussee nach der nahen Kreisstadt. Sosniza gilt den Städtern als Ausflugsort. Das Wirtshaus „Zur guten Quelle“ ist das Endziel ihres Nachmittagsspazierganges. Zur Zeit ist der Aufenthalt dort freilich nicht ganz angenehm; denn von früh bis spät in die Nacht reißen die Maurer Wände ein und mauern wieder auf. Ununterbrochen klopfen, hämmern und lärmen die Zimmerleute. Auch im Garten wird alles umgegraben, um große Rasenplätze unter den Obstbäumen herzurichten, in deren Schatten die Gäste auf den neu angeschafften Gartenbänken gemächlich sitzen sollen.

Die Spießbürger des Kreisstädtchen schütteln bedenklich die Köpfe: „der neue Wirt wird sich mit seinen Neuerungen schon verrechnen! Unsere Stadt ist zu klein, um solchen Aufwand bezahlen zu können. Swientek hätte alles hübsch beim alten lassen sollen. Die Hauptsache bleibt, daß er gute Getränke und Speisen liefert und billig . . . Es ist schade um den Mann, denn er scheint mühsam und reell zu sein.“

Allein, es kam anders! Die Prophezeihungen der guten Schildbürger gingen diesmal nicht in Erfüllung — und zwar durch ihr eigenes Zutun.

Nach einem halben Jahre stand da, wo früher das einstöckige, zerfletterte Wirtshaus „Zur guten Quelle“ mit Unrecht seinen wohlklingenden Namen geführt hatte, ein schöner, zweistöckiger Bau, der ohne Renommee jene selbstbewußte Aufschrift für sich in Anspruch nehmen konnte. Rechts vom Eingange empfing die Städter ein geräumiger, komfortabel ausgestatteter Salon mit Billard, Buffet, hohen Trumeaux und zierlichen Kaffeetischen. Links verkehrten im Tanzsaal mit „Auschanke“ die Dörfler. Doch weder diese Räume, noch der jetzt städtisch eingerichtete Milch- und Biergarten reichten aus, um tagtäglich das zahlreiche Nachmittagspublikum zu beherbergen. Denn Frau Julie Swientek, das allerliebste, junge Frauchen verstand es, einen vorzüglichen Kaffee zu brauen und einen prächtigen Streuselkuchen zu backen, das Ideal oberschlesischer Kleinstädter. Herr Swientek aber hielt auf unverfälschte Milch, tadelloses Tichauer Bier und einen famosen Korn, den er den „Maurerpolier“ gekauft hatte.

„Wer hätte das geglaubt“, — sagte der Postmeister Fritsch zum Katasterkontrollleur Wurmrich — „daß das Geschäft einen solchen Aufschwung nehmen würde? Unser ganzes Städtel lebt nachmittags hier und aus den Nachbardörfern kommen sämtliche Lehrer, Inspektoren und Förster herüber. Dieser Swientek ist doch ein intelligenter Kerl!“

„Glück hat er, Glück!“ — entgegnete Wurmrich, der sich für den intelligentesten Mann des Jahrhunderts hielt und nicht dulden mochte, daß außer ihm auch noch ein anderer ein Quentchen Verstand und Intelligenz besitzen sollte.



„Mag sein“ — beharrte Fritsch auf seiner Ansicht — „das ist ja aber das Ei des Colombus! — Geld liegt überall auf der Straße; nur versteht es nicht jeder aufzuheben. Warum konnte es Kojek auf keinen grünen Zweig bringen?!“

So stritten sich an diesem und an den anderen Tischen die braven Spießbürger über die Ursachen des jäh erwachten Wohlstandes im Gasthause „Zur guten Quelle“.

Gregor aber lächelte glückstrahlend seine geliebte Julka an, wenn er mit ihr des Abends Kassa machte und beide feststellten, daß die Einnahmen ihre Erwartungen bei weitem übertroffen hatten.

„Siehst Du, Weibchen“, sagte er dann regelmäßig — wie richtig ich kalkuliert habe!? Freilich lastet noch eine große Hypothek auf dem Hause; denn der Umbau hat dreimal so viel gekostet, als ich veranschlagte. Aber in fünf bis acht Jahren ist auch die Hypothek abgestoßen, wenn es so weiter geht.“

„„Warum sollte es nicht so weiter gehen und nicht immer so gehen, wenn wir fleißig und sparsam sind““, entgegnete sie.

„Der liebe Gott gäbe es! Denn das Glück steht über unserem Dache.“

Und das Glück stand in der Tat jetzt über diesem Dache — ja, Jahre hindurch . . . .

Frau Julie hatte ihrem Gregor drei prächtige, pausbackene Buben geschenkt, die sich lustig auf den grünen Dorfwiesen herumtummelten. Der Älteste ging bereits in die Schule und bereitete dem Herrn Lehrer durch seinen aufgeweckte Sinn oft Freude.

„Wie schön ist das Leben, wie schön!“ jubelte Gregor Swientek.

„„Wenn Gottes Segen auf einem ruht!““ fügte sein Frauchen jedes Mal dazu.

.....

Ereignisse gab es im Kreisstädtchen selten — hin und wieder eine Verlobung, häufiger eine Geburtsanzeige oder ein ähnliches Familienfest, verbunden mit Schweineschlachten, Krapfen und Streuselkuchen. Heut aber war alles in fieberhafter Aufregung: Zum ersten Male fuhr nämlich in den zu Sosniza erbauten Bahnhof der neu angelegten Sekundärbahn der Zug ein. Der Eisenbahnfiskus hatte längere Zeit hindurch mit dem wohlweisen Magistrat der Kreisstadt verhandelt, indem er die Station in die Stadt selbst verlegen wollte. Aber er hatte übersehen, das letztere nicht in Industrie-Oberschlesien, sondern weltvergessen und isoliert an den stillen Ufern der Oder lag. Magistrat und Stadtverordnete sträubten sich mit Händen und Füßen gegen das Projekt. Und sie hatten ihre Gründe . . . freilich, recht seltsame: Erstens verursache ein solcher Bahnverkehrsverkehr viel unnötiges



Geräusch und könnte die Ruhe der Bürger stören; zweitens würden sich die Handlungsreisenden nur wenige Stunden in der Stadt aufhalten, um ihre Geschäfte schnell abzuwickeln, und den nächsten Zug benutzen. Dadurch müßte den Hotels Schaden erwachsen. Drittens würde das städtische Droschkenwesen leiden. Verlegte man aber den Bahnhof nach dem fünf Kilometer entfernten Sosniça, so würden die Passanten genötigt, sich der Droschken zu bedienen. Die Droschkenkutscher könnten wohl auch mitunter, gleichsam unabsichtlich, die Zugabfahrt versäumen; die Reisenden müßten dann nolens volens in den Hotels übernachten. Dies alles und noch anderes erwogen die guten Schildbürger reiflich und machten der Regierung allerhand „Späne“, so daß diese die Unterhandlungen brevi manu abbrach und den Bahnhof, wie gesagt, in Sosniça erbaute.

Über und über war er heut bekränzt und beslaggt. Auch die Lokomotive trug einen mächtigen Reisigkranz um den pustenden Schornstein, als sie mit weithin tönenden Hurra- und Bravorufen von der nach Hunderten zählenden Menge empfangen wurde. Von hier aus zogen die Festteilnehmer samt dem Eisenbahnpersonal und den eingetroffenen Passanten nach dem Wirtshaus „Zur guten Quelle“. Herrgott, war das ein Leben und Treiben! Gregor Swientek hatte es vorausgesehen und sich eine Anzahl Lohnkellner aus Breslau kommen lassen. Der Garten war zum Erdrücken voll; in allen Zimmern wimmelte es und selbst auf der Dorfstraße waren Tische, Stühle und Bänke aufgepflanzt, auf denen fröhliche Jecher saßen, den Tag feierten und plauderten.

„Für den Swientek ist der Bahnhof ein Glück!“ sagte der eine.

„Er ist jetzt schon wohlhabend und wird noch steinreich werden“, neidete der andere.

„Das kommt daher, weil er keine Konkurrenz hat“, — sprach ein dritter flug — „das Wirtshaus liegt zwar in der Mitte des Dorfes und der Bahnhof am Anfang desselben; viele Reisende werden es aber vorziehen, hier zu übernachten. Denn er wird die Zimmer billiger vermieten, als unsere Hoteliers.“

So dachte und rechnete auch das Swienteksche Ehepaar, als es gegen Morgen, nachdem die letzten Gäste den noch immer hell erleuchteten Gesellschaftsgarten verlassen hatten, Abrechnung hielt.

„Herrgott, Julka“, — rief Gregor, indem er einen freudensprung in die höh' machte — „über fünfhundert Mark sind uns rein geblieben! — — Ist das ein Glück für uns, daß der Bahnhof hierher verlegt worden ist . . . . Noch zwei Jahre und ich bin die drückende Hypothek los! Ist das ein Glück, der Bahnhof! Ist das ein Glück!“



Durch die kühle Septembernacht blickten die Sterne, erloschen langsam beim Dämmern des Frührots und flüsteren mitleidig einander zu: „Alles erlischt, wie auch wir jetzt erlöschen“.

Die Eisenbahnverwaltung machte über Erwarten gute Geschäfte mit der Sekundärbahn. Eine Grube wurde drei Meilen von Sosniża entfernt eröffnet. Der Güterverkehr wuchs von Monat zu Monat und die Sekundärbahn verwandelte sich viel früher, als man geahnt, in eine Vollbahn.

Ja, Geld liegt auf der Straße; man muß es nur aufzuheben verstehen.

So dachte vor sechs Jahren Gregor Swientek und so dachte auch heut Herr Emmerich Sczutowski aus dem Industriebezirke.

Was wollte dieser Herr nur seit ein paar Tagen hier in Sosniża? Er sprach sich darüber nicht aus, wie sehr ihn auch Neugierige mit Fragen belästigten. Nur so viel hatte man doch im Dorfe herausbekommen, daß er die in unmittelbarer Nähe des neuen Bahnhofes belegenen beiden Grundstücke vom Bauer Królik und Halbgärtner Kalemba für teures Geld bereits notariell gekauft hatte.

Die einen meinten, er wolle aus den Grundstücken den Kies ausschachten, um ihn den Eisenbahn- und Chausseeverwaltungen zu liefern. Die anderen versicherten, daß damit wegen der starken Konkurrenz keine Geschäfte mehr zu machen seien. Jedenfalls wolle er eine Ziegelei errichten, einen Ringofen aufstellen und die Ziegeln per Bahn verfrachten. Kurz und gut, ein jeder erging sich in anderen Vermutungen.

Doch all' diese Vermutungen trafen nicht zu. Denn sobald Herr Emmerich Sczutowski die beiden Grundstücke auch grundbuchamtlich aufgelassen erhalten hatte, fuhr er Ziegeln, Steine, Kalk, Bretter und Balken an und begann ein Haus aufzubauen. Das zweite Gasthaus in Sosniża . . . mit einem acht Morgen großen Gesellschaftsgarten, das „Gasthaus zur Eisenbahn“.

Als sich hinsichtlich seiner Pläne in Sosniża und der Kreisstadt niemand mehr im Unklaren befand, überfiel den armen Gregor Swientek Angst und Verzweiflung. Fast stündlich lief er nach dem Bauplatze, um nachzusehen, was sich dort zutrage? Die treue Julka tröstete ihn, so gut es eben ging. Denn ihr selbst war es ja gleichfalls zu Mute, als müsse das furchtbarste Unglück nächstens über sie und die Ihrigen hereinbrechen. Sie tröstete sich und Gregor anfangs noch immer damit, daß ja zwei Wirtschaften in Sosniża wohl auch noch Bestand haben könnten. Wenn man auch füglich mit den früheren Einnahmen nicht werde rechnen dürfen, so würde doch noch so viel übrig bleiben, um leben zu können. Freilich sei die Lage des neuen Gasthauses unmittelbar am Bahnhofs und am Anfange des Dorfes günstiger, als die der „Guten Quelle“. Freilich



würde wohl der größere Teil der städtischen Spaziergänger in dem ersten Gasthaus einkehren; sie und ihr Gregor hätte doch aber auch noch ihre Kundschaft und den alten Anhang. Man würde eben noch bessere Getränke und Speisen liefern, als bisher. Alle Freunde würden doch sicherlich nicht ausbleiben.

Anfangs hörte Gregor seinem Weibe noch mit halber Hoffnung zu. Als er aber sah, daß das neue Gasthaus nicht ein Dorfgasthaus, sondern ein großstädtisches Etablissement mit eigener elektrischer Beleuchtung — daß der Garten nicht ein Milch- und Biergarten, sondern ein Park mit Spielplätzen, Lawntennisanlagen, Bassins und Kolonnaden werden sollte, als er von schadenfrohen „Freunden“ vernahm, daß Herr Emmerich Szutowski eigentlich nicht für sich, sondern für eine große Aktiengesellschaft, die über Millionen verfügte, die Grundstücke erworben habe und das Etablissement anlege, — da brach er, wie ein Sterbender zusammen . . . . .

Er ahnte es, dort auf dem Bauplatz grub man für ihn und die Seinigen das Grab. — Er mußte ruhig zusehen, wie man mit ruhiger, kühler Berechnung sein Lebensglück tötete, all seine Mühen vernichtete, seine Hoffnungen mordete . . . . Er mußte ruhig zusehen und konnte nichts dagegen tun. Denn alles ging auf gesetzlichem Wege zu. Wenn ihn jemand auf der Straße angefallen hätte, um ihn seiner Habseligkeiten zu berauben, die er sich sauer im Schweiß seines Angesichts erworben, so hätte er sich wehren und den Räuber niederschlagen können. Hier aber mußte er mitansetzen, wie man ihm, gestützt auf Recht und Gesetz, unter dem Schutze der Gewerbefreiheit und unbeschränkten Konkurrenz alles wegnahm . . . . alles! Denn das sah er mit seinem klaren Verstande voraus, daß seine Wirtschaft, mochte sie auch noch so gut und reell weiter geführt werden, diesem riesigen Geldunternehmen unterliegen mußte! In kürzester Zeit würden seine Zimmer leer stehen, sein Garten nicht mehr besucht werden und er nicht mehr in der Lage sein, die Zinsen der großen, drückenden Hypothek zu entrichten, geschweige denn sie selbst abzustößen. Unter den früheren Verhältnissen hätte er sie in einigen Jahren tilgen können . . . . unter den kommenden würde seine Besitzung subhastiert werden, die Mitgift seiner Frau und sein mühsam erspartes Geld verloren gehen . . . für immer verloren gehen. Entsetzlich! Entsetzlich . . . Und doch könne er gegen niemanden Anklage erheben. — — Denn wie er selbst vor mehreren Jahren die damaligen Verhältnisse richtig beurteilt und aus ihnen Vorteile gezogen habe, so ziehe nunmehr das Geldinstitut aus den gegenwärtigen Verhältnissen seine Vorteile . . . Er werde erdrückt von der Geldmacht, — der Macht, die immer das Recht für sich habe, wie der Starke immer über den Schwächeren siege und triumphiere. —



Seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen und mit einem wilden Fluche erhob er seine Fäuste gegen den Himmel.

Die Arbeiter auf dem Bauplatze sahen ihn verwundert an und lachten. Ein Maurer, der früher einmal unter ihm gearbeitet hatte, rief höhnlisch:

„Seht nur! Der Swientek, der Maurerpolier ist vor Neid verrückt geworden! Ja, Polier, Du kannst wieder mauern gehen; denn mit Deiner Destille kommst Du gegen unsern Bierpalast hier doch nicht mehr auf!“

Rohes Gelächter lohnte den Sprecher.

Glühend vor Zorn lief Gregor nach Haus und teilte Julka das Vorgefallene mit.

„Ich bin schuld an allem! Ich bin schuld an allem!“ stöhnte und jammerte er.

„„Woran solltest Du denn schuld sein, Gregor?““ — besänftigte sie — „„Du hast das Beste gewollt und das Beste erreicht. Auch ist ja unser Garten noch voller Gäste und das Lokal noch überfüllt . . . Wer konnte voraussehen, was nach Jahren kommen würde? Niemand! Halte den Kopf hoch und vertraue auf Gott!““

Allein, dieses fromme Gottvertrauen nützte den armen Leuten nichts gegenüber dem Ansturm der modernen Zeit und der Freiheit wirtschaftlicher Bewegung. Schon im Laufe zweier Jahre mußten sie unterliegen.

Wie Gregor es vorausgesehen hatte, war es gekommen, mußte es kommen. Das neue reizt und der Bierpalast mit seinen vornehmen Spiegelscheiben, seinem eleganten, großstädtischen Ameublement, seinen Parkanlagen, den Springbrunnen übte seine Anziehungskraft und hatte dem Gasthaus „Zur guten Quelle“ alle Gäste entfremdet. Swientek war nicht mehr in der Lage, tadellos frisches Bier zu verschänken, da es keinen genügenden Absatz fand und an Güte verlor. Frau Swientek buck noch immer vorzüglichem Streuselkuchen; aber die Stadtdamen zogen sich die feinen Torten vor, die der Berliner Konditor im „Gasthause zur Eisenbahn“ tagtäglich frisch herstellte. Wer mochte es also den Damen verdenken, wenn sie für dasselbe Geld die feinere Ware dem Streuselkuchen vorzogen, der mitunter jetzt altbacken aufgetragen wurde, da auch er keinen genügenden Absatz hatte? Niemand! . . . Der letzte Gast blieb fort und raisonnerte: „Bei Swienteks ist jetzt nichts mehr los! Die Leute sind nachlässig geworden! Es geht dort jetzt grade zu, wie's beim Rojek zugegangen ist.“

Armer Gregor! Arme Julka! —

Ja, niemand tat dem armen Gregor und der guten Julka wirklich ein Unrecht und doch untergruben sie alle insgesamt ihre Existenz und ihr Lebensglück.



Auch die Hypothekenbank verfolgte nur ihr unbestreitbares Recht, wenn sie die Subhastation des Gasthauses „Zur guten Quelle“ beantragte. Denn Gregor hatte ihr schon das zweite Quartal keine Zinsen entrichten können. In acht Tagen sollte der Versteigerungstermin abgehalten werden.

Bleich und abgehärmt saß Gregor in dem gästleeren Schankzimmer, neben ihm bleich und abgehärmt sein treues Weib. Nur die zum Wirtschaftsbetrieb unumgänglich notwendigen und daher unpfändbaren Möbel standen noch unsymmetrisch in den Zimmern umher; die übrigen hatte der Gerichtsvollzieher längst beschlagnahmt und meistbietend verkauft. Auch an Waren war „im Schankfaß“ außer ein paar Kistchen Zigarren und einigen Kornflaschen nichts mehr zu erblicken. In dem verwilderten, grasüberwucherten Garten spielten die Swientektschen Buben, sauber, aber ärmlich gekleidet. Die roten Pausbäckchen hatten die Kinder verloren, seitdem Herr Schmalhans Küchenmeister im Wirtshaus „Zur guten Quelle“ geworden war.

„Du! in acht Tagen müssen wir heraus“, — stöhnte Gregor, düster vor sich hinstarrend — „heraus auf die Straße als Bettler . . . Der Scholze hat mir erzählt, daß Sczutowski unser Besitztum kaufen wird.“

„O dieser schreckliche Sczutowski!“ — jammerte Julka, die jetzt auch alle Fassung verloren hatte. „Was werden wir anfangen?“

„Betteln! In die Arbeit nimmt mich niemand, denn meine Kräfte sind zu sehr herunter. Ich kann mich kaum auf den Beinen mehr erhalten.“ — —

„Betteln!“ — wiederholte die Gastwirtin dumpf — „gibt's keinen anderen Ausweg?“

„Einen“, — flüsterte ihr Gregor ins Ohr — „einen noch! Bring' die Kinder zeitig zu Bett! Leg' Dich auch zur Ruh! Ich schließe die Ofenklappe. Wenn Ihr schläft, spürt Ihr nichts vom Kohlendampf. Ich richte alles her. Wir verlieren bald die Besinnung. Morgen ist alles vorüber, dann kann der Sczutowski unsere Besizung kaufen.“

Julka zuckte zusammen. Dann stierte sie ihren Mann eine Zeit lang, wie geistesabwesend an. Sie wollte weinen, bezwang sich aber. Schließlich sagte sie hart:

„Du hast Recht! Ich tu, was Du verlangst!“

Durch Gregors Körper lief ein heftiges Zittern.

„Erinnerst Du Dich noch“, — fragte er mit gepreßter Stimme — „erinnerst Du Dich noch des Abends, an dem wir hinter der Weißdornhecke saßen und Du mir Dein Sparkassenbuch, Dein alles hingabst?“

Julka nickte stumm.

„Damals sagtest Du: auf Dich, Gregor, verlasse ich mich! Nun bist Du verlassen . . . O, ich Elender!“



In wildem Schmerz sprang Julka auf, umarmte leidenschaftlich den Gatten und küßte heiß seine welken, trockenen Lippen. Dann ging sie hinaus in den Garten, holte die Buben, entkleidete sie und betete mit ihnen das Nachtgebet: „Vater laß die Augen Dein über unserm Bettlein sein“.

Bald lagen die Kleinen in süßen Kinderträumen.

„Schlaft nur, meine Lieblinge“, — flüsterte Julka — „in wenigen Stunden seid Ihr Engel. Bittet für Eure armen Eltern.“

Angekleidet warf sie sich auf ihr eigenes Lager und schloß die Augen. Sie hörte noch, wie sich Gregor am Ofen zu schaffen machte; Entsetzen und Ermattung raubten ihr das Bewußtsein.

Gregor starrte auf das rotglühende Ofentürchen. Langsam schloß er die Klappe. Im Ofen prasselten die Flammen. Ihm schien es, als summten und klängen aus ihnen unheimliche Stimmen: „Mörder . . . schau Dich nur um . . . dort liegt Dein ohnmächtiges Weib . . . da schlummern Deine unschuldigen Kinder . . . Sie träumen von ihren morgigen Spielen, die sie nicht mehr spielen werden . . . Du allein trägst die Schuld . . . Wer gab Dir das Recht, die Deinigen zu morden, die Du schützen solltest? . . . Wer das Recht, Dich selbst zu töten? . . . Feigling, weil Du das Leben fürchtest, wirfst Du es von Dir.“ . . .

Entsetzt sprang er auf und streckte seine Hand aus, um die Ofenklappe wieder zu öffnen.

Da krallten sich um seinen Arm fünf knöcherne Finger und zogen ihn zurück. Neben ihm stand ein bleiches Gespenst; es stierte ihn mit funkelnden Augen an, die so feuerrot funkelten und glühten, wie die Ofentür.

„Laß sein“, — grinste es — „denn so geht alles schnell vorüber. Wenn Du aber vor der Tat zurückschreckst, würg' ich Euch langsam hin . . . ich, die Not und der Hunger . . . Laß sein und setz Dich . . . So! . . . Schließ, die Augen . . . Schlafe . . . Träume . . . Ich drücke Dein Herz zusammen . . . Ich nehm' Dir den Atem . . . Stöhn' nicht . . . Du fühlst nichts mehr . . . Stirb!“

Am nächsten Morgen umstanden Hunderte das Gasthaus „Zur guten Quelle“, die es seit langer Zeit nicht mehr betreten hatten.

„Man hätte den armen Leuten helfen sollen“, — sagte der eine — „die bitterste Not hat sie in Verzweiflung und Tod getrieben.“

„Jeder ist seines Glückes Schmied“; — sprach ein anderer — „wie man's treibt, so geht's; sie sind sich selbst schuld gewesen. Sie haben die Wirtschaft vernachlässigt.“

„Ich bedaure nur die Kinder“, — piepste eine alte Klatschbase — „die Alten darf man nicht auf dem Kirchhof begraben. Sie sind doch Mörder und Selbstmörder.“



Stundenlang währte das Geschwätz, bis die Gerichtskommission, zu der auch ich als Referendarius gehörte, mit dem Kreisphysikus erschien. Letzterer konstatierte Vergiftung in Folge Einatmens von Kohlendgasen.

Drei Tage später wurden die Leichen bestattet, die Kinder nebeneinander auf dem Kirchhof, die Eltern dicht an der Kirchhofsmauer. Nach weiteren acht Tagen hatte Herr Emmerich Sczutowski das Gasthaus „Zur guten Quelle“ für einen Spottpreis erstanden, weil sich keine Bieter meldeten. Das entsetzliche Familiendrama hatte manchen vom Ankauf des Unglückshauses zurückgeschreckt.

\* \* \*

„Aber ich bitte Sie, Herr Rechtsanwalt“, — sagte beim Abendschoppen der Oberingenieur Taufsig, ein Mann von tiefer Bildung und weiter Weltanschauung — „wie können Sie dem alten Zunftwesen auch nur ein einziges gutes Wörtlein nachsagen? Es war der Hemmschuh für jeden Fortschritt auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet. Gewerbefreiheit und unbeschränkte Konkurrenz gehören mit zu den schönsten Errungenschaften unseres Zeitalters.“

„Gewiß, Sie haben ja Recht, Herr Obergeringenieur“, — erwiderte ich — „aber auch das nach menschlicher Erkenntnis vollendetste Ding hat seine Kehrseite. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich während meiner Referendariatszeit im Dorfe Sosnița zugetragen hat.“ . . . .





## Chronik.

- 1. September.** Eine neue Baupolizei-Ordnung soll, wie die „Schles. Zeit.“ berichtet, in den ländlichen Bezirken Oberschlesiens zur Einführung gelangen, und zwar wird beabsichtigt, solche der in den Städten in Anwendung kommenden anzupassen. Vorzugsweise kommen hierbei die Ortschaften in Betracht, die vermöge industrieller Betriebsanlagen sowohl in Rücksicht auf Bauart, als auch auf die Entwicklung den Vergleich mit einer Stadt aushalten. Die Amts- und Gemeindevorstände sind seitens der oberen Verwaltungsbehörden zu gutachtlicher Berichterstattung aufgefordert worden.
- 2. September.** Die Gemeindevertreter von Klein-Jabrze beschließen, eine Ortssparkasse nach dem Muster der Städte einzurichten, wie auch — um dem willkürlichen, unregelmäßigen Bauen Einhalt zu tun — einen Bebauungsplan für die Gemeinde ausarbeiten zu lassen.
- 13. September.** Der Deutsche Ostmarkenverein hält in Gleiwitz einen zahlreich besuchten „deutschen Tag“ ab. Der Schlesische Landesauschuß des Deutschen Ostmarkenvereins umfaßt folgende oberschlesische Ortsgruppen:
- |                |               |                          |
|----------------|---------------|--------------------------|
| 1. Beuthen,    | 2. Birtultau, | 3. Chropaczow,           |
| 4. Gleiwitz,   | 5. Kandrzin,  | 6. Karf-Bobref,          |
| 7. Kattowitz,  | 8. Konstadt,  | 9. Kreuzburg,            |
| 10. Nicolai,   | 11. Oppeln,   | 12. Radoschau,           |
| 13. Ratibor,   | 14. Rybnik,   | 15. Rosenberg-Landsberg, |
| 16. Tarnowitz, | 17. Tost,     | 18. Jabrze,              |
| 19. Jawadzki,  | 20. Neudeck,  | 21. Peiskretscham.       |
- 22. September.** Nachdem in früheren Jahren die städtischen Körperschaften von Landsberg O.S. die Errichtung einer gewerblichen Fortbildungsschule abgelehnt hatten, wurde in der letzten Stadtverordnetenversammlung nach dem Antrage des Magistrats beschlossen, doch eine solche ins Leben zu rufen. In derselben Sitzung wurde durch den Magistratsdirigenten den Stadtverordneten die Mitteilung gemacht, daß zur Errichtung der öffentlichen Volksbibliothek die Regierung für das laufende Jahr eine Beihilfe von 200 Mark bewilligt habe. Eine Beihilfe für später wird noch beantragt. („Schles. Zeit.“)
- 27. September.** Einweihung einer von der Sektion Kattowitz des Beskidenvereins erbauten Schutzhütte auf dem Josephsberg bei Bielitz.



